

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **96 (2017)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZS Zürcher Studierendenzeitung

19.05.2017

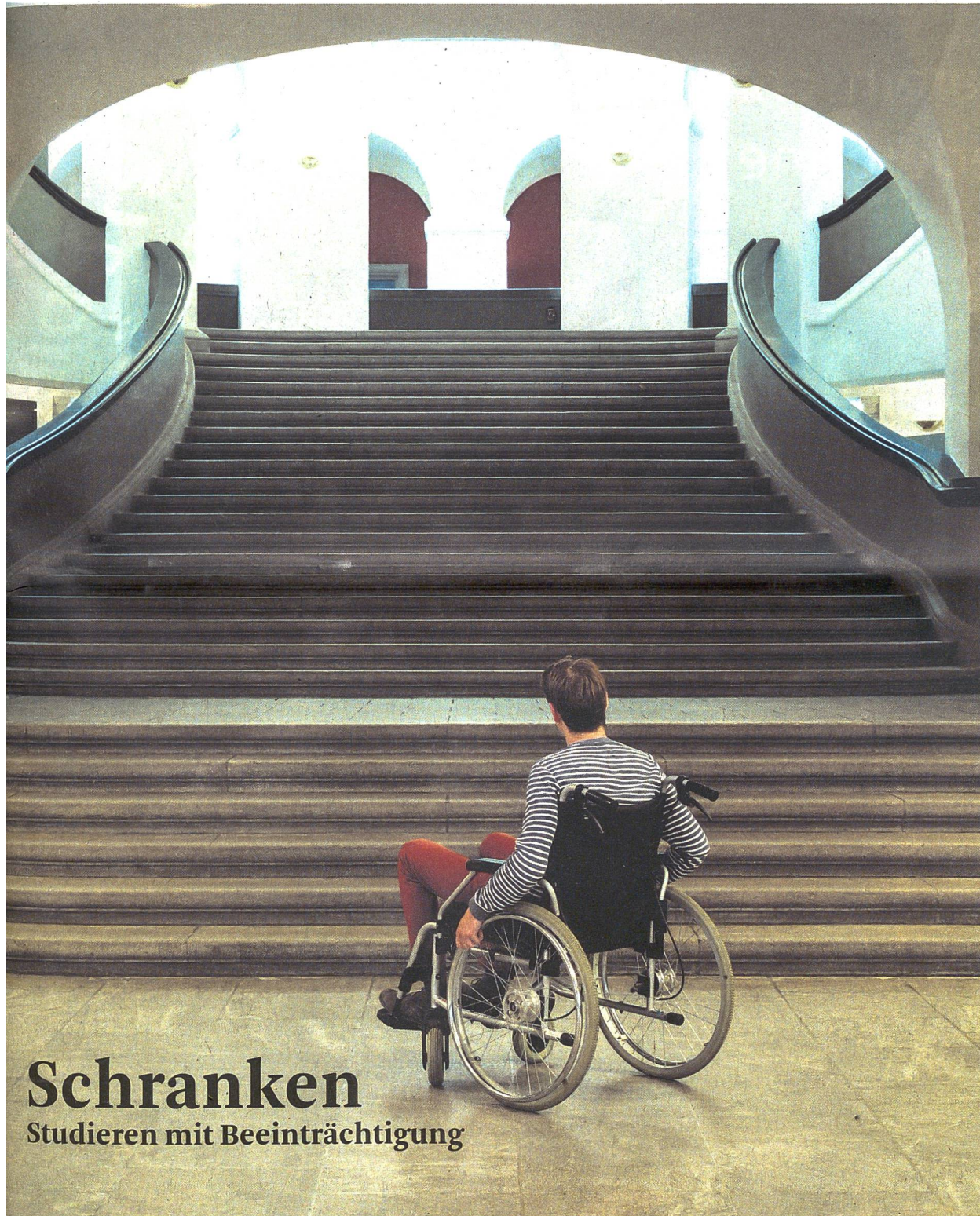
#3/17

Zentralbibliothek Zürich
Abteilung E-Medien/Periodika
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

Post-CH AG

AZB 8001 Zürich

& SSSSSSSSSSS 225/22 P 2
Botenbezirk: 104 / 3661 Ex.
8001 Zürich



Schranken

Studieren mit Beeinträchtigung

Mutlos
Mentoring für
Geflüchtete

Papierlos
Elektronischer
Leistungsausweis

Obdachlos
Studibar muss
renovieren

Für eine schlagkräftige Interessensvertretung

Semestereinschreibung FS17

#niewiederohne

STUDIENGEBOHMEN
ERHÖHUNG



VSUZH



News

4 Geflüchtete schnuppern Uni-Luft
Das Mentoring-Programm der Uni ist eine Enttäuschung

5 Makabres aus der Forschung
Wissenschaft der Gebeine

5 Rätselhafte Selbstmorde
Suizide unter Studierenden in den 1920ern

6 Kosten minimieren
Leistungsausweis wird elektronisch

7 Ein guter Rat?
Der neue Rat ist gewählt: die Analyse

8—9 Der einsame Wolf im VSUZH-Rat
Der Chef der VSUZH-Fraktion «move» polarisiert

10—11 Maden im Magen
Insekten auf dem Menüplan

Thema

16—17 «Noch Spielraum nach oben»
Leiter der Fachstelle für Studium und Behinderung im Interview

18—19 Hürden, keine Barrieren
Esther meistert ihr Studium ohne Unterschenkel und Hände

20—21 Silbe für Silbe, Wort für Wort
Wie studiert es sich als Stotterer?

Kultur

22 Ausgetrunken
Studibar wechselt Besitzer

23 Die Sammlung des Dr. Ikkaku Ochi
Medizinfotografien aus Japan

24—25 Stoff für Semesterferien
Schweizer Bücher für den Sommer

28—30 Spanische Eröffnung
Germanistin schreibt Buch über den Spanischen Bürgerkrieg

9 Comic 12 Zeitgeist 12 Impressum 13
Senf der Redaktion 26 Fahr zur Hölle!
26—27 Kulturspalten

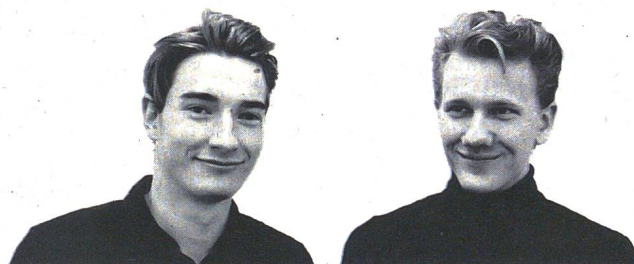
Kämpfen! — Die Medienlandschaft befindet sich im Umbruch, Inhalte werden wegen des Internets immer kurzlebiger und althergebrachte Geschäftsmodelle erweisen sich zusehends als nicht mehr zeitgemäss. Damit kämpft auch die ZS: Die vorliegende Ausgabe hätte bereits vor zwei Wochen erscheinen sollen, doch fehlten die zur Produktion nötigen Mittel. Nur unter Aufbringung der äussersten Reserven und der Solidarität von aussen kann diese Nummer nun erscheinen.

Doch auch für viele Studierende bedeutet das scheinbar Selbstverständliche einen täglichen Kampf gegen Beeinträchtigungen. So kostet es einen Studenten beträchtliche Anstrengung, in Seminaren das Wort zu ergreifen (S. 18), und eine Studentin, der Hände und Beine fehlen, hat lange kämpfen müssen, um sich selbst akzeptieren und lieben zu können, wie sie ist (S. 20).

Was dieses Heft auf das Deutlichste zeigt, ist, dass Kämpfen sich lohnt und dass es am Ende nur zu gewinnen gibt. Darum sagen wir, in der Sprache der internationalen Antifaschisten, die in Spanien gegen General Franco in den Krieg zogen (S. 28):

ivenceremos!

Reto Heimann und Oliver Camenzind



Geflüchtete schnuppern Uni-Luft

An der Uni läuft zurzeit ein Pilotprojekt, das Geflüchteten den Zugang zur Akademie erleichtern soll. Was gut gemeint ist, wird leider nur halbhatzig umgesetzt.

Ein Kommentar von Nora Strassmann

An unserer Uni ist auf Anfang des laufenden Semesters ein Projekt ins Leben gerufen worden, das den Namen «Schnuppersemester» trägt. Idee dieser Zusammenarbeit des VSUZH, der Amnesty-International-Hochschulgruppe Zürich und der Abteilung für Internationale Beziehungen ist es, geflüchteten Menschen einen Einblick in den studentischen Alltag zu ermöglichen. Die 20 Teilnehmenden können sich auf ein allfälliges späteres Studium vorbereiten und dabei ihre Deutschkenntnisse verbessern, so die Absicht der Initianten und Initiantinnen. Freiwillige, die ihrerseits regulär an der Uni studieren, begleiten die Teilnehmenden bei der Bewältigung alltäglicher Schwierigkeiten. Den Teilnehmenden des Projekts bleibt jedoch ein richtiger Studierendenstatus verwehrt und sie sind nicht zu Prüfungen zugelassen. Voraussetzungen zur Bewerbung waren ein angefangenes oder bereits abgeschlossenes Studium sowie Aufenthaltsstatus B, F oder N.

Blosses Image-Projekt?

Im Grunde ist es begrüssenswert, Menschen, die geflüchtet sind und die im Alltag ohnehin schon viele Hürden zu überwinden haben, den Zugang zur Uni zu eröffnen. Trotzdem gilt es angesichts dieses zweifelsohne gut gemeinten Versuches nicht in wohlige Selbstgefälligkeit zu verfallen, sondern das Projekt genauer zu betrachten.

Das Wort «Flüchtling», das in der universitären Medienmitteilung ausschliesslich verwendet wird, reduziert ein Individuum auf die Tatsache, dass sie oder er das ehemalige Heimatland verlassen musste. Davon abgesehen, dass es sich um dieselbe abwertende Verkleinerungsform wie etwa in «Schönling» oder «Fies-

ling» handelt. Reden von «Flüchtlingen» und «Studierenden» schafft einen Graben zwischen «denen von hier» und «denen von dort». In diesem Diskurs geht eine wichtige Tatsache verloren: Nämlich die, dass «die von dort» genauso Menschen sind wie alle – Leute mit einer persönlichen Geschichte, mit Ängsten und Vorlieben, einem Berufsabschluss, einem sozialen Umfeld zum Beispiel.

Das Verständnis von Geflüchteten als homogene Masse führt oft zu der bevormundenden Annahme, ein wie auch immer geartetes «Wir» müsse «ihnen»

Die Uni gibt sich den Anschein der Wohltäterin

helfen. Im Fall des Schnuppersemesters ist dieses «Wir» die Universität Zürich. Gemessen an der Studierendenzahl von 26'000 erscheint allerdings das neue Projekt, das 20 Geflüchteten einen Gasthörer-Zugang zu regulären Vorlesungen gewährt (also 0.0008 % der Studierenden), schlicht lächerlich. Es ist schleierhaft, wieso die Universität Zürich das Projekt derart wenigen Geflüchteten ermöglicht und wieso sie ihnen nicht einmal die Legi zugesteht, was den Geflüchteten die Teilhabe am universitären Leben faktisch verunmöglicht. So bleibt auch fraglich, wieso das Schnuppersemester mehr sein soll als ein Image-Projekt, das der Uni Zürich den guten Anschein einer Wohltäterin verleihen soll.

Praktischer Ansatz ist gefragt

Es ist mir wichtig zu betonen, dass ich mich nicht grundsätzlich gegen tatsäch-

liche Hilfe für Geflüchtete stelle. Ähnlich wie beispielsweise die «kriPo», die das Schnuppersemester in einem Communiqué scharf kritisierte, finde ich aber, dass die Hilfe praktisch nützlich sein und nicht in einer Alibi-Übung verharren sollte, wie es das diskutierte Beispiel tut. Denn ein weiterer zentraler Punkt wird in der Euphorie um das Programm unter den Teppich gekehrt: Bildung taugt in der gegenwärtigen kapitalistischen Verwertungslogik nur als Ausbildungs-Etwas. Ein bisschen als Auditorin oder Auditor reinzusitzen und für sich zu lernen, ist schön und gut – die mit eifriger Autodidaktik verbrachten Stunden interessieren aber auf dem Arbeitsmarkt später bestimmt niemanden mehr.

Keine Kompatibilität

Knapp die Hälfte der Teilnehmenden des Schnuppersemesters verfügt bereits über einen universitären Abschluss. Weshalb sollten sie also die Mühe auf sich nehmen, nochmals ein Studium zu absolvieren? Leider ist es die Realität vieler immigrierter Akademikerinnen und Akademiker, an der Ausübung ihres gelernten Berufs gehindert zu sein, weil ihre Abschlüsse in der Schweiz nicht anerkannt werden. Dieses Problem ist natürlich nicht auf dem Mist der Uni Zürich gewachsen, sondern als Ergebnis einer restriktiven Politik des europäischen Migrationsregimes zu begreifen.

Anstatt also 20 Auserwählten kurzzeitig das Schnuppern von hiesiger Uni-Luft zu erlauben, sollten endlich Anstrengungen unternommen werden, um ausländische Studienabschlüsse mit inländischen kompatibel zu machen. Das wäre ein praktischer Ansatz, der vielen Leuten das ohnehin schwierige Leben merklich erleichtern würde. ♦

Makabres aus der Forschung

Wissenschaft, die durch Mark und Bein geht.

Lisa Frisch und Nadja Fitz

An der Universität Zürich werden jährlich die unterschiedlichsten Forschungsarbeiten realisiert. Unter den vielen laufenden Projekten mutet eines besonders unorthodox an: Das «Ossarium» von Religionswissenschaftlerin Anna Katharina Höpflinger und dem Fotografen Yves Müller. Anfangs als kurzer wissenschaftlichen Aufsatz geplant, erkannten die beiden bald, dass sie mit den Beinhäusern einen wahrhaften Schatz vor sich hatten. Dabei handelt es sich um ein durchaus wichtiges Stück Schweizer Kulturgut. Gerade in ländlichen Gebieten gehörten Beinhäuser bis weit ins 20. Jahrhundert zur römisch-katholischen Identität.

Eigentlich seien die Beinhäuser ganz pragmatisch aus Platzmangel entstanden, erklärt Anna Katharina Höpflinger. Die Friedhöfe in den Gemeinden wurden zu klein, und es war streng verboten, Gebeine zu vernichten oder Menschen übereinander zu begraben. Deshalb wurden Beinhäuser geschaffen, kleine Kapellen, in denen die Gebeine von Verstorbenen ausgestellt wurden. Bis ins 20. Jahrhundert führten die Angehörigen mit diesen Knochen verschiedene religiöse Handlungen durch; sie beteten für die Toten und küssten deren Schädel.

Besonders skurril mutet die Geschichte des «Lotto-Schädels» an. Es wurde ein Schädel gefunden, auf dem alle möglichen Lottozahlen eingeritzt waren. Die Legende besagt, wer diesen Schädel zu sich nimmt, träume in der Nacht darauf die richtigen Zahlen.

In den Sagen, die über die Beinhäuser erzählt werden, seien die Toten für die Lebenden immer noch lebendig, erzählt Höpflinger. «Da beginnen sich plötzlich die Kategorien, die wir in unserem Alltag wie selbstverständlich ziehen, aufzulösen.» Plötzlich ist keine klare Trennung zwischen Leben und Tod mehr möglich. ◇

Rätselhafte Selbstmorde

Im Sommer 1920 begingen mehrere Zürcher Studierende Suizid. Aus persönlichen oder gesellschaftlichen Gründen?

Noemi Ehrat

Insgesamt fünf Suizide an Uni und ETH erschütterten im Juni 1920 Zürich. Infolgedessen wurden innerhalb kurzer Zeit drei Artikel in der «Neuen Zürcher Zeitung» veröffentlicht. Ebenfalls erhalten sind die Briefwechsel der damaligen Rektoren, einem Zürcher Pfarrer und dem Redaktor der Studizeitung «Junge Schweiz». Während scheinbar alle etwas zu den Zürcher Studierendenselbstmorden zu sagen hatten, war man sich bezüglich vieler Aspekte uneinig.

«Schlimme Zeit»

Der erste in der «NZZ» erschienene Artikel stammt von einem anonymen Studenten. «In allerjüngster Zeit haben sechs Studenten freiwillig den Tod gefunden. Nur wenige wissen darum; ruhig geht das Semester weiter, als ob nichts geschehen wäre», schrieb er. Als mögliche Ursache sah der Autor die «schlimme Zeit» sowie «psychische Störungen» und «niederdrückende» ökonomische Verhältnisse. Doch schon hier beginnt die Uneinigkeit: In einem späteren Brief schrieb Uni-Rektor Fueter von fünf, nicht sechs Suiziden. Das Jahrbuch der Stadt Zürich verzeichnete im Juni 1920 ebenfalls bloss fünf Selbstmorde.

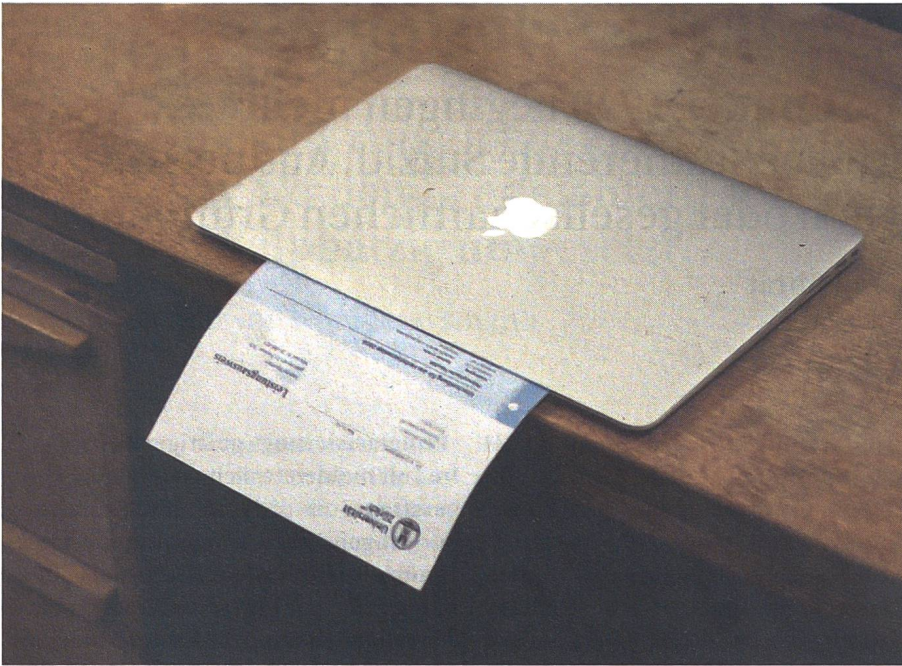
Kurz darauf erschien ein Bericht Ludwig Köhlers, damals Mitglied der Theologischen Fakultät. Auch er schilderte die «materielle Bedrängnis» der Mehrheit der Schweizer Studierenden, allerdings sei es durchaus erfreulich, wenn dadurch «durchschnittlich begabte» ihr Studium abbrechen würden. Erschreckender sei, wenn «hochbegabte Studierende» aus finanzieller Not «die Liebhaber älterer Weiber» würden. Zudem seien viele schlicht und einfach einsam. Wie im ersten Artikel rief auch Köhler die Zürcher Bevölkerung zur Aufnahme von Studis in ihr Zuhause auf.

«Proletarisierung» geistiger Berufe?

Im Juli meldete sich zudem eine «Bürgersfrau», die die verächtliche Haltung der jungen Leute der «Bourgeoisie» gegenüber scharf kritisierte. Ferner gäbe es durchaus «recht sonderbare und wenig erfreuliche Naturen» unter den Studenten und Studentinnen. Bürgerfamilien könnten den Studierenden nur ein «kleines Pflaster», nicht aber die Lösung für ihre Einsamkeit und finanzielle Notlage bieten. Eine mögliche Lösung sei eine «Beschränkung der Zahl der Neuaufnahmen» an die Uni, um der «Proletarisierung der geistigen Berufe» aufgrund einer «Überfüllung der geistigen Arbeiter» vorzubeugen.

Totgeschweigen als Lösung

Somit bleiben die Selbstmorde bis heute rätselhaft. Ein Brief des damaligen ETH-Rektors, Walter Wyssling, an Rudolf Fueter gibt nur wenig mehr Aufschluss. Die drei ETH-Studenten hätten «ein geradezu vorbildliches Familienleben genossen» und «im Studium gute Erfolge» gehabt. Die Erklärung der Vereinsamung und finanziellen Not wird hier somit kaum zugegriffen. Weiter wollte Wyssling «von einer Publikation absehen», wohl um negative Schlagzeilen zu vermeiden. In einem Briefwechsel mit Pfarrer Keller ist ebenfalls von «rein psychopathischen Gründen» die Rede. Im letzten Schreiben hatte Paul Dübi, Redaktor der «Jungen Schweiz», für einen Bericht um Informationen zu den Suiziden gebeten. Doch auch hier blockte Rektor Fueter ab. «Aus Rücksicht auf die Hinterbliebenen» sei eine Thematisierung in der Presse «absolut ausgeschlossen». Viele Fragen bleiben dadurch ungeklärt, insbesondere, was die jungen Menschen in den Selbstmord getrieben hatte. Die tragischen Ereignisse von 1920 bleiben also ein Rätsel. ◇



Kommt bald aus dem Computer: der Leistungsausweis.

Leistungen digitalisieren, Kosten minimieren?

Der Leistungsausweis wird elektronisch. Die Uni spart damit Geld. Für die Studis sind die Vorteile nicht ersichtlich.

Jonathan Progin (Text)

Kevin Solioz (Bild)

Es gehört zu den erlösendsten Gefühlen des Studi-Lebens: Das Öffnen des Briefes, der den gültigen Leistungsausweis beinhaltet. Nach dem kurzen prüfenden Blick folgt in der Regel die endgültige Gewissheit, dass das vergangene Semester bestanden ist. Künftig will die Universität zumindest dieses Gefühl vor den Bildschirm verlagern. Der Leistungsausweis kommt nicht mehr auf Sicherheitspapier per Post zuhause an, sondern soll als PDF zum Download bereitgestellt werden.

Uni spart Geld

Das Wegfallen der Papier- und Versandkosten soll der Uni 70'000 Franken einsparen – ein beträchtlicher Betrag. Besonders, wenn man bedenkt, dass zusätzlich eine Gebühr zahlen muss, wer den Leistungsausweis weiterhin auf schönem Papier ausgedruckt haben will. Schon heute kostet es zwar eine Bearbeitungsgebühr, den Ausweis bei der Kanzlei beglaubigen zu lassen. Doch wer ihn zukünftig weiterhin auf Papier ausgedruckt haben will, das ein bisschen mehr hergibt als dasjenige, das der hauseigene Drucker ausspuckt, muss eigens bei der Kanzlei der Universität vorbeischauchen. Es fällt schwer, die Änderung unter diesem Gesichtspunkt nicht als Sparübung und Leistungsabbau zu interpretieren.

Neu, da es den Leistungsausweis nicht mehr in brieflicher Form gibt, wird er als

PDF-Dokument über eine eigens dafür eingerichtete Online-Plattform abgerufen werden müssen. Ab dem Herbstsemester 2017 sollen also für einen gewünschten Postversand Kosten anfallen, die die Studierenden selber bezahlen müssen.

Heute ist es zwar zunehmend möglich, sich online zu bewerben, also ohne ausgedruckte Unterlagen und eingeschriebene Briefe, trotzdem kommt dieser Schritt einer Leistungskürzung gleich. Natürlich leben wir mittlerweile in einer digitalen Gesellschaft und selbstverständlich wird der Download-Link frei zur Verfügung stehen, aber das sollte nicht als Vorwand dienen, damit sich die Uni ihre Kasse füllen kann.

Frist oder Frust

Nicht erstaunlich also, dass dies zu einer lebhaften Diskussion an der VSUZH-Sitzung vom 15. März führte, bei welcher aber auch ein weiterer Kritikpunkt hervorgehoben wurde. Wie steht es um die Rekursfrist, falls der Leistungsausweis nicht mit den wirklichen Prüfungsergebnissen übereinstimmt? Die 30-tägige Frist beginnt üblicherweise mit dem Erhalt des Briefes, der nun aber wegfällt und durch einen Download-Link ersetzt wird.

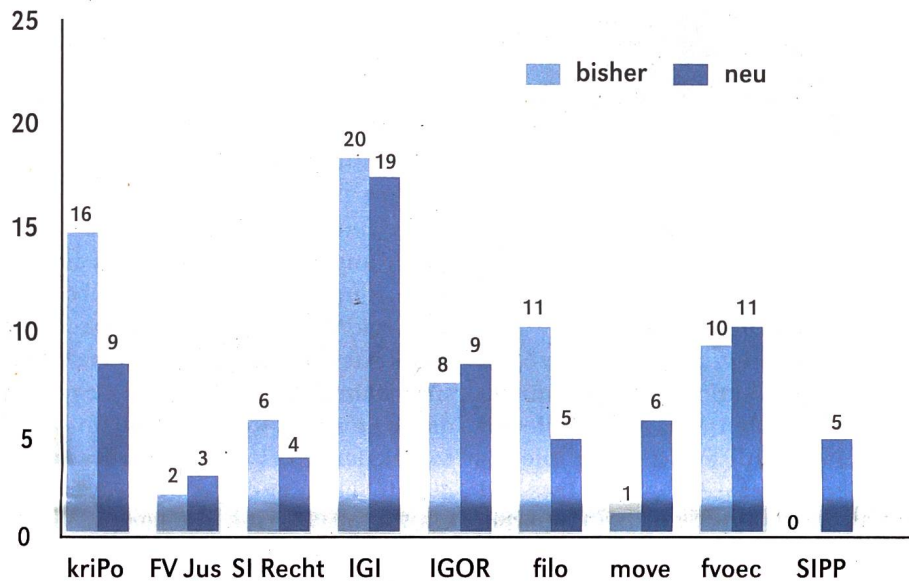
Die neue Frist soll hingegen sieben Tage nach der Zustellung beginnen und erst ab dann einen Monat dauern. Ob mit der Zustellung das Aufschalten des Links gemeint ist, bleibt unklar. Ebenfalls klärungsbedürftig ist, ob die Studierenden per Mail, anderweitig oder überhaupt benachrichtigt werden sollen, wenn der Leistungsausweis verfügbar ist. Es bleibt zu hoffen, dass wir nicht wie beim vorläufigen Notenblatt auf einer Online-Plattform alle zwei Tage vorbeischauchen müssen. Zudem stellt sich noch eine weitere rechtliche Frage: Wann fängt die Frist an, falls es technische Probleme gibt oder falls eine Fakultät ihre Bewertungen später online bereitstellt als eine andere?

Der elektronische Leistungsausweis wird kommen. Bis dahin muss die Uni noch einige Fragen beantworten und vor allem auf Transparenz und offene Kommunikation achten. Schliesslich handelt es sich nicht nur um irgendeine Einladung an einen öffentlichen Vortrag, sondern um ein offizielles staatliches Dokument, welches unsere Leistungen bestätigt und uns vor allem das Weiterkommen ermöglicht. ♦

Ein guter Rat?

Der VSUZH-Rat ist gewählt. Die linken Fraktionen verlieren, von einem Rechtsrutsch kann aber keine Rede sein. Eher dominiert Unklarheit.

Jan Bolliger, Reto Heimann (Text) und Oliver Camenzind (Grafik)



Zuerst die guten Neuigkeiten. Die Wahl des VSUZH-Rates interessierte dieses Jahr mehr Studierende als noch vor zwei Jahren. Gut 15% der Wahlberechtigten gaben ihre Stimme ab, was einer Steigerung von fast 70% gegenüber 2015 entspricht. Das ist immer noch traurig wenig, gehen die Ratswahlen doch alle Studis etwas an und ist der Rat doch die offizielle Vertretung der Zürcher Studierenden. Er hat Einsitz in viele wichtige universitäre Gremien und verfügt über ein jährliches Budget von etwa 300'000 Franken.

Wenig Wahrnehmung

Dass er von vielen dennoch zu wenig wahrgenommen wird, ist selbstverschuldet. Man hört wenig von ihm und wenn, dann nur, weil es gratis Kaffee gibt oder man nach ewigem Hin- und Her eine Mikrowelle aufgestellt hat. Natürlich leistet der VSUZH viel Hintergrundarbeit und viele engagierte Menschen investieren eine Menge Zeit und Energie. Doch sicht-

bar ist davon leider nur wenig.

Und das ist die schlechte Nachricht: Es wird sich wohl auch in Zukunft nicht viel daran ändern. Denn nicht einmal im Wahlkampf wurde klar, welche Fraktion was will. Inhaltliche Programme suchte man bei den meisten vergebens. Auf die Spitze trieb es die neu gegründete Fraktion SIPP, die in erster Linie damit warb, Bier zu trinken. Doch sie hatte Erfolg und erreichte aus dem Stand 5 der 70 Sitze. Sie ist damit die grösste Gewinnerin neben der Move-Fraktion, welche von einem auf 6 Sitze wuchs. Der aktive Wahlkampf der beiden Parteien machte sich bezahlt. Tim Hofer von SIPP führt den Erfolg seiner Fraktion darauf zurück, dass sie eine neue Wählendenschaft ansprach: «Die SIPP wurde auch von Studierenden gewählt, die sich nicht sonderlich für Unipolitik interessieren. Wir wollen weg von der «öden» Unipolitik und damit den VSUZH-Rat bei den Studierenden bekannter und beliebter machen.»

Linke Verlierer

Verloren haben die linken Fraktionen kriPo und filo, welche zusammen fast die Hälfte ihrer Sitze einbüssten. Ihre Niederlage nur auf einen Rechtsrutsch der Studierenden zurückzuführen, griffe aber zu kurz. Die beiden Fraktionen waren im Wahlkampf schlicht nicht sichtbar. Dessen ist man sich bei filo bewusst. In einem Statement schreiben sie: «Im Wahlkampf hatten einige von uns nicht sehr viel Kapazität, um die filo richtig zu bewerben.»

Anders fällt die Analyse bei der kriPo aus: «Die kriPo polarisiert. Deshalb wurden wir ein beliebtes Abgrenzungsfeld für andere Fraktionen.» Im Wahlkampf hätten viele Fraktionen die kriPo als unwählbar hingestellt. Auch sei der VSUZH durch seinen Fokus auf Dienstleistungen für viele kriPo-Sympathisierende uninteressant geworden. Ausserdem zeigt sich, dass sich bei Fraktionen wie der Interessensgemeinschaft Irchel und dem Fachverein Oekonomie dank einer treuen Stammwählendenschaft im Vergleich zu den letzten Wahlen kaum etwas verändert. Über eine solche Basis verfügen kriPo und filo nicht. Darum sind kommen die orts- und fakultätsgebundenen Fraktionen auf eine solide Mehrheit.

Welche politischen Haltungen sich im Rat finden werden, ist nicht abzusehen. Zu unklar ist, wie sich die Neuen (SIPP, move) positionieren werden. Zu gross ist der Anteil der Fraktionen, die sich politisch nicht positionieren mögen (IGI, IGOR). Politisch engagierte Studierende sind natürlich nach wie vor im Rat vertreten. Einen einfacheren Stand, im VSUZH grosse politische Aufgaben anzupacken, haben sie nach den Neuwahlen aber nicht. ◇



Im Anzug und mit Käppi für «move» im Einsatz: Alexandre Touihri

Der einsame Wolf im VSUZH-Rat

«move» war bis vor wenigen Wochen eine Einmann-Fraktion. Nun zählt sie zu den Gewinnerinnen der Wahl. Was will «move», und wer ist ihr Kopf Alexandre Touihri?

Jan Bolliger (Text und Bild)

Für die Wahl des VSUZH-Rats wurde eine Wahlzeitung zusammengestellt, in der sich alle Fraktionen und Kandidierenden vorstellten. Was auffiel: Die mit 29 Kandidierende grösste Liste, die der move-Partei, hatte kein einziges Foto und auch keine Beschreibung der Kandidierenden. Das Ganze wirkte wenig vertrauenerweckend und passte schlecht zu dem aufwändigen und professionellen Auftritt, den move im sonstigen Wahlkampf hingelegt hatte. Einen solchen hatte die Partei, die sich selber lieber als Bewegung sieht, nämlich auch nötig. Denn obwohl move schon seit Jahren in der Unipolitik ist, kannte sie kaum jemand, und im Rat war sie meistens nur mit einem Sitz vertreten. Und den besetzte Alexandre Touihri.

Erfolgreicher Geschäftsmann

Der 30-jährige Jus-Student ist Kopf und Gründer von move und schon seit 2008 in der Unipolitik aktiv. Sein Verhältnis zum VSUZH gleicht einer einseitigen Liebesbeziehung. Auf der einen Seite Touihri, der sich unbedingt im VSUZH engagieren will, und auf der anderen Seite grosse Teile des Rates, die ihm eine Abfuhr nach der anderen erteilen. Es gibt im ganzen Rat wohl kaum eine umstrittenere Person als ihn.

Doch was will Touihri mit move eigentlich? Als Beschäftigungstherapie

dient ihm die Fraktion nämlich bestimmt nicht. Neben seinem Jus-Studium arbeitet Touihri in seiner eigenen Firma, Studentconsulting, welche jährlich 2.5 Millionen umsetzt und rund 50 Mitarbeitende beschäftigt. Daneben ist er Präsident der schlagenden Verbindung Utonia. Zu tun hat er also genug. Im Wahlkampf trat er mit drei Themen an: Der VSUZH soll für günstigen Wohnraum für Studierende, eine rund um die Uhr zugängliche Uni sowie für Fleisch in den Mensen sorgen. Während der dritte Punkt reine Polemik ist, scheinen die beiden ersten Punkte Wunschdenken zu sein. Der VSUZH hat niemals genügend Mittel, um 500 Wohnungen zu bauen oder zu kaufen, und die Unileitung scheint nicht besonders interessiert daran, die Gebäude rund um die Uhr zu öffnen.

Laut Touihri wäre allerdings beides einfach umzusetzen: «Der VSUZH soll für grosse Immobilienverwaltungen die Verantwortung für die Vermietung übernehmen. Die Verwaltung spart so Aufwand und Kosten und trägt kein Leerstandsrisiko, während der VSUZH im Gegenzug dafür günstige Konditionen für seine Mitglieder erhält.» Ähnlich will er auch die 24/7-Öffnungszeiten realisieren. Der VSUZH solle eine Haftpflichtversicherung für alle seine Mitglieder für die entsprechenden Räume abschliessen, Sicherheitsleute einstellen und dann mit vollen Tatsachen vor die Unileitung treten. Gegen günstigen Wohnraum und längere Öffnungszeiten hat niemand etwas einzuwenden. Weshalb also eckt Touihri derart an? Natürlich, move setzt sich für einen VSUZH ein, der mehr Dienstleister wäre als politisches Sprachrohr. Das geht vielen gegen den Strich.

Schwierig im Umgang

Ausserdem gliedert er sich nicht in die übliche Gangart des VSUZH ein: Elend lange Diskussionen über Reglemente, ein biertrinkender Vorstand und die Kollegen aus dem Fachverein statt die Kompetentesten wählen: Gegen alles hat er schon protestiert. Mit den Abläufen nimmt er es nicht so genau, und statt in die vorbereitende Sitzung zu gehen, reisst er grosse Diskussionen im Plenum an, was die Sitzungen verlängert. Das Entscheidendste dürfte aber Touihris Art sein. Er wird schnell emotional, kann sich ziemlich enervieren und will aus Prinzip überall mitreden.

Spricht man die anderen Fraktionen auf ihn an, wird denn auch vor allem dies bemängelt. Am direktesten ist die kriPo. Unverblümt schreibt sie in ihrer Stellungnahme: «Alex Touihri bringt sich nicht konstruktiv im VSUZH ein.» Er sei selten anwesend und kandidiere aus Prinzip für fast alle Posten. Dazu verhalte er sich gegenüber den universitären Stellen oft unkooperativ und teilweise sogar grob und sei nicht dossiersicher. Wolle der VSUZH Einfluss nehmen, sei es wichtig, dass man von der Uni ernst genommen wird. Dies werde durch solches Verhalten «torpediert», schreibt die kriPo weiter.

Ins gleiche Horn bläst die filo-Fraktion. Sie lobt Touihris Engagement und begrüsst die unternehmerische Perspektive, die er in den Rat bringe. Aber auch sie schreibt: «Wir würden es durchaus begrüssen, wenn er diese Perspektive mit seiner Fraktion noch konsequenter, disziplinierter und konsensorientierter einbringen könnte.» Zusätzlich fehle der rote Faden bei den Forderungen von move. Die ande-

ren angefragten Fraktionen wollten sich zu move nicht äussern. Dass er auf wenig Gegenliebe im Rat stösst, ist Touihri bewusst: «Ich bin wie das Kind auf dem Pausenplatz, das zwar immer mitspielen will, aber nie darf. Auch wenn im einen Team noch jemand fehlt.»

Demokratische Mauscheleien

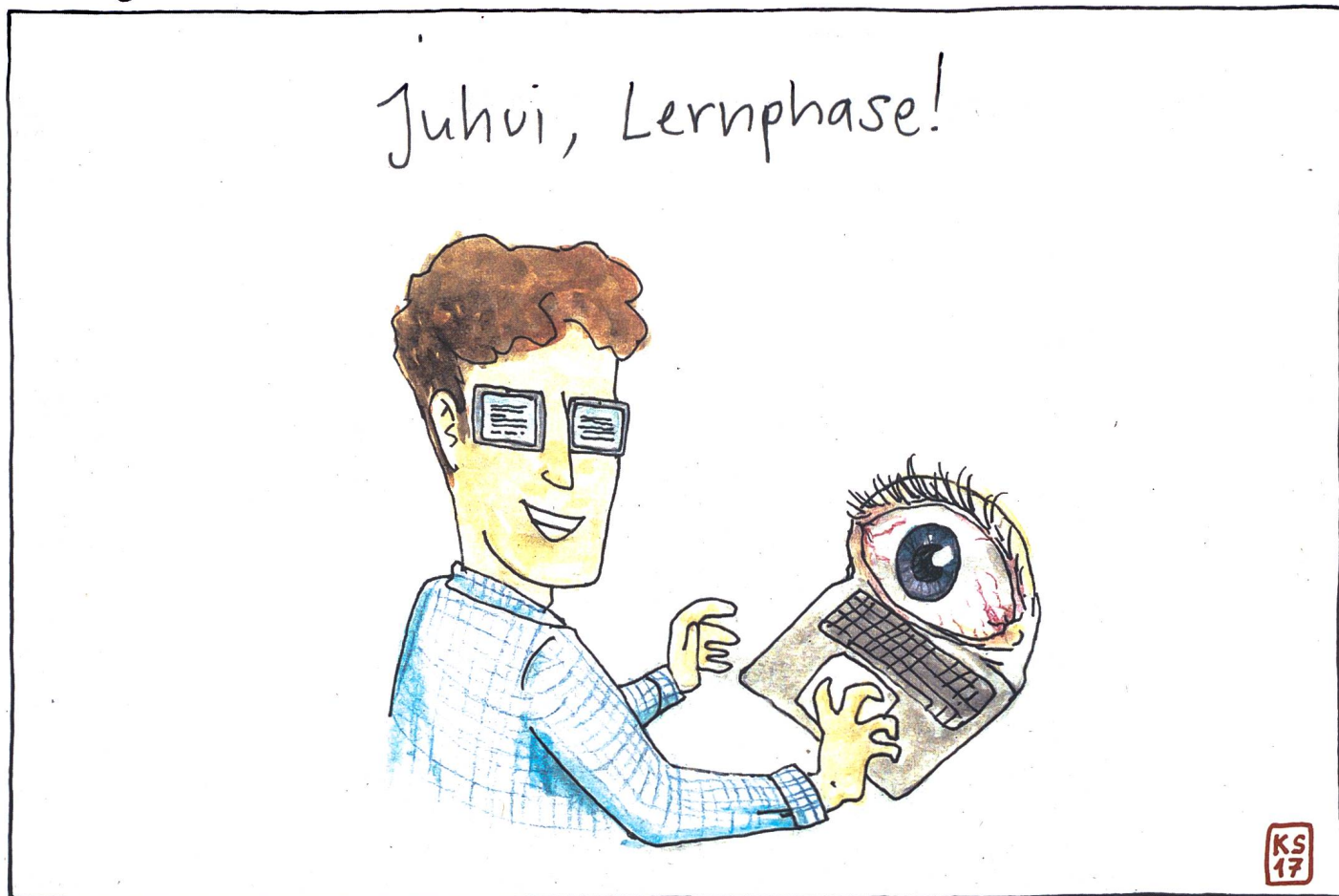
Im VSUZH sieht das dann so aus, dass er sogar in Wahlen nicht gewählt wurde, bei denen kein Gegenkandidat zur Verfügung stand. In vertraulichen Gesprächen wurde der ZS bestätigt, dass manche Teile des Rates aktiv zu verhindern versuchten, dass er in wichtige Gremien gewählt wird. Der Vorstand zeigt sich manchmal offen feindselig gegen ihn und er wurde auch schon gar nicht erst auf der Liste der möglichen Kandidaten aufgeführt. Demokratiepoltisch ist dies alles andere als sauber.

Aber auch move nimmts nicht immer so genau. Denn um den VSUZH dorthin zu bringen, wo er ihn gerne hätte, braucht

Touihri eine viel stärkere Fraktion. Sein Ziel: «move will die Mehrheit im VSUZH.» Dafür war er auch bereit, über 10'000 Franken zu investieren. Um auf möglichst viele Kandidierende zu kommen, hat die Fraktion mehrere Leute an ihren Ständen überredet, eine Wahlannahmeerklärung zu unterschreiben. Danach wurden sie auf die Liste gesetzt, ohne dass sie das wirklich wollten. Dies erklärt zum Teil auch, weshalb move in der Wahlzeitung so blass aussah. Der andere Grund dafür war, dass Touihri nicht gesagt worden war, wie genau die Wahlzeitung aussehen wird. Es wurde mal wieder an ihm vorbei entschieden.

Schlussendlich stand Touihri aber nicht auf seiner eigenen Liste. Er wurde gestrichen, weil er die Studiengebühren zu spät bezahlt hatte. Ziemlich sicher ist Touihri aber auch in dieser Legislatur wieder im Rat mit dabei. Denn viele auf der move-Liste haben sich bereiterklärt, auf ihre Plätze zu verzichten, damit Touihri nachrücken kann. Das Liebesdrama wird also bald um einige Akte reicher sein. ♦

Eingebildet:





Die Maden kochen im heissen Wasser, ehe sie weiterverarbeitet werden.

Maden im Magen

Mehlwürmer und Heuschrecken sind als Nahrungsmittel immer gefragter.

Wie schmeckt der Insektenschmaus?

Stephanie Meier (Text)

Severin Bigler (Fotos)

Am 1. Mai trat in der Schweiz ein neues Lebensmittelgesetz in Kraft: Alle Lebensmittel sind nun zugelassen, solange sie den gesetzlichen Vorgaben entsprechen. Vorher brauchte man für alle nicht im Gesetz erwähnten Lebensmittel eine Bewilligung, bevor sie verkauft werden durften. Damit ist die Schweiz eines der ersten Länder in Europa, in denen Insekten offiziell zum Verzehr verkauft werden. Grund für uns, die Krabbeltierchen einmal auszuprobieren.

Kalt gemacht

Bei ihrer Ankunft sind die Heuschrecken, Grillen und Mehlwürmer noch quicklebend und zirpen in ihren Boxen. Nach einer bis drei Stunden im Tiefkühler machen sie jedoch keinen Mucks mehr. Den Heuschrecken und den Grillen werden die Hinterbeine entfernt, bevor sie gekocht werden. Sie haben nämlich lästige

Wiederhäkchen und sind deshalb ungeniessbar. Als Nächstes werden sie im kochenden Wasser gebadet. Das Wasser verfärbt sich dabei bräunlich und nimmt einen unangenehmen Geruch an. Nun sind sie bereit, zu einem Gericht weiterverarbeitet zu werden.

Heuschrecken-Dip

Eine Köchin hat sich bereiterklärt, unser Vorhaben zu unterstützen. Mit den einfachen Zutaten einer Studierenden-WG überrascht sie uns schlussendlich mit einem mehrgängigen Menu.

Für den Apéro werden die gebratenen Heuschrecken mit Frischkäse-Dip serviert; ein sehr guter Start ins Insektenmenu. Man kann nämlich die Tierchen mit dem Kopf voran in den Dip tauchen, dann muss man ihnen nicht in die Augen schauen, bevor man reinbeisst. Nach der ersten Überwindung bemerkt man, dass

die Grashüpfer ziemlich knusprig sind und eigentlich keinen Eigengeschmack besitzen. Allerdings sollte man sich nicht zu genau vorstellen, welcher Körperteil des Insekts nun gerade zermalmt wird. Wenn einem ab und zu mal ein Bein oder ein Fühler der Heuschrecken zwischen den Zähnen hängenbleibt, ist das auch eher gewöhnungsbedürftig. Abgesehen davon sind sie aber erstaunlich schmackhaft.

Vielfältig und ökologisch

Geschmacklich sind Insekten zwar nicht mit ihren grösseren Verwandten vergleichbar, da sie nicht den typischen Fleischgeschmack besitzen. Bezüglich Nährstoffe, insbesondere Proteine, stehen sie ihnen aber in nichts nach. Ausserdem können Insekten durch ihren neutralen Geschmack in allen möglichen Varianten und Gerichten eingesetzt werden. Der ökologische Vorteil ist auch erwähnenswert: Die Züchtung der Tierchen ist sehr viel nachhaltiger als die von grösseren Tieren, sie brauchen nur einen Bruchteil des Wassers und produzieren weniger CO₂. Ausserdem können sie mit Lebensmittelabfällen gefüttert werden. Aus diesen Gründen gelten die Krabbeltierchen als grosse Hoffnung für die Zukunft der Nahrungsmittelindustrie.

Der nächste Schmaus

Als Nächstes erwartet uns die Vorspeise:

Hummus mit Zucchini, Avocado und wiederum gebratene Heuschrecken. In diesem Fall sind die Heuschrecken anders gewürzt, aber trotzdem knackig, was einen hervorragenden Kontrast zum Hummus bietet.

Auf die kalte Vorspeise folgt eine Curry-Suppe mit gerösteten Mehlwürmern, Pinienkernen und grilliertem Apfel. Auf Anhieb sind die Mehlwürmer

Die Flügel und langen Fühler sind etwas irritierend.

meine Favoriten unter den Insekten. Klein und fein, ohne lange Beine und sonstige piksende Extremitäten, fällt es einem gar nicht schwer, die Mehlwürmer ohne Hintergedanken zu essen. Zu den Pinienkernen passen sie so gut, dass man sie kaum bemerkt, und sie geben der Suppe eine knusprig-nussige Note.

Zum Hauptgang versuchen wir uns mit der nächsten Spezies. Der Kräuterteis mit Ofenpeperoni wird mit Speck und grillierten Grillen garniert. Die Flügel und langen Fühler sind erst etwas irritierend, aber man gewöhnt sich nach ein paar Bissen daran. Als Dessert erwartet uns eine

Variation aus Pralinen mit Grillengarnitur, Milchreis und Schokoladenwalnüssen. Erstaunlicherweise machen die Grillen auch als Praliné-Dekoration eine gute Figur. Wer lieber Süsses hat und trotzdem nicht auf ein paar Nährstoffe verzichten will, kann die geschmacksneutralen Insekten also auch als Nachspeise zubereiten.

Insekten im Supermarkt

Im Detailhandel werden die Insekten vorerst einen harmlosen Start hinlegen: Coop verkauft seit dem 1. Mai drei verschiedene Produkte mit Mehlwürmern, unter anderem Hackbällchen und Burger. Man wird weder Beine noch Augen der Insekten erkennen können. Die Insektenart wird auf den Packungen mit ihrem lateinischen Fachnamen (*Tenebrio molitor*) angegeben. Ob die Migros in der Produktion folgen wird, wurde auf Anfrage nicht bekanntgegeben. Alternativ können die Insekten von einem Schweizer Start-up bestellt werden. Sie sind dann sogar schon getrocknet und entbeint.

Da die Insektenprodukte als Spezialität gelten, werden die Preise entsprechend hoch sein. Insekten werden also auch in naher Zukunft nicht zum täglichen Brot der Studierenden gehören. Wer weiss, vielleicht essen wir irgendwann mal in der Mensa saftige Madensalate und knusprige Grillenburger. ◇



Hörgeräte — Ich habe ein schickes Hörgerät und werde immer wieder danach gefragt. Es ist ein Schmuckstück: aus Gold mit drei eingelegten Kristallsteinen. Wenn du ein Hörgerät trägst, sehen die anderen es sowieso, besonders bei einem kurzen Haarschnitt wie meinem. Viele Menschen schämen sich dafür, aber ich will das Tabu des Hörgeräts brechen.

Mit 55 bin ich krank geworden. Ich hatte eine Angina und keine Zeit, um mich zu pflegen. So habe ich ein Loch im Trommelfell bekommen. Es war schlimm: Ich hörte jeden Herzschlag, jeden Schnauf. Folglich kaufte ich mein erstes Hörgerät, ein gewöhnliches aus Plastik. Ich bekam davon einen Ausschlag, der stark gebissen hat. Auch als ich eine Glasur auf dem Plastik ausprobierte, wurde es kaum besser. Endlich habe ich es mit einer vergoldeten Variante versucht. Diese war gut!

Es gibt heute viel mehr Leute, die Hörgeräte brauchen. Die Jungen, die ständig Radio und alles Mögliche hören, sie kommen alle mal dazu. Warten Sie nicht, bis Sie nichts mehr hören, sondern kaufen Sie sich genügend früh ein Hörgerät. Sonst gewöhnen Sie sich nicht mehr daran. Es braucht Zeit, um die richtige Einstellung zu finden. Nehmen Sie nicht das billigste. Für meines habe ich 2000 Franken selbst bezahlt und dafür trage ich es gerne.

Ich glaube, dass es in Zukunft beliebter sein wird, schöne Hörgeräte zu tragen. Die sehen einfach besser aus. Aber am wichtigsten ist es, dass man hört.

Rosabella Melium, 79

Zeitgeist

Zeitschrift für Storytelling
und altersgerechte Gestaltung

Hier erzählen Bewohnende des Alterszentrums Laubegg ihre Geschichte. Eine Zusammenarbeit mit «Zeitgeist». Text aufgezeichnet von Carolyn Kerchof.

Zürcher Studierendenzzeitung
95. Jahrgang
Ausgabe # 3/17
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Melanie Oros
geschaeftsleitung@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 4/17: 08.09.2017

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'814 (WEMF 2017), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung – erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 4/17: 08.09.2017

Redaktion
Oliver Camenzind, Karina Gander (Bildredaktion), Adelina Gashi [aga], Reto Heimann, Juliana Maric, Stephanie Meier, Basil Noser, Kevin Solioz, Dominique Zeier

Mitarbeit
Christina Boll, Jan Bolliger, Noemi Ehrat, Nadja Fitz, Lisa Frisch [lif], Rahel Hochstrasser, Philippe Hürbin, Meret Mendelin, Jonathan Progin [pro], Tanja Kristina Sonder, Nora Strassmann

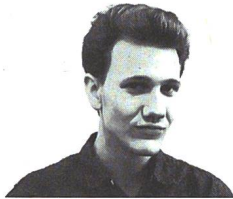
Bilder und Illustrationen
Severin Bigler, Jan Bolliger, Oliver Camenzind, Chiara Meroni, Jonathan Progin, Marco Rosasco

Aufschlagseite: Marco Rosasco

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragsskillerin.ch)

Produktionssong # 3/17
Dire Straits - Sultans of Swing





Camenzind

Die lange Form

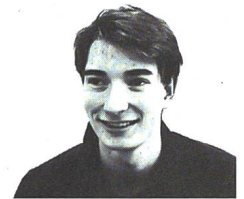
Journalismus — Hervorragender Journalismus hat immer Konjunktur, das hat das Crowdfunding der «Republik» bewiesen. Ein anderes, sogar als gedrucktes Heft erhältliches Medium heisst «Reportagen». In der aktuellen Ausgabe finden sich Texte über Schlachthöfe in den Niederlanden, blinde Ballerinas in Brasilien und einen ein bisschen irren alten Mann, der an der polnisch-deutschen Grenze für Gerechtigkeit zu sorgen versucht. Und all das ist nicht nur grossartig geschrieben, sondern auch sorgfältig produziert. Da gibt's nur eins: Lesen!



Gander

Frühlingsgefühle

Gelato — Die Tage werden länger, die Luft wärmer und die Gemüter fröhlicher. Ich bin ein Mai-Kind und liebe die warmen Frühlingstage. Was mein Herz noch höher schlagen lässt, ist ein gutes Gelato. Das kriegt man nun auch endlich in Zürich. Die Gelateria di Berna hat nämlich seit kurzem eine Filiale in der Stadt eröffnet. Hingehen, kosten und dahinschmelzen!
Gelateria di Berna, Weststrasse 196, Zürich



Heimann

In Flammen aufgegangen

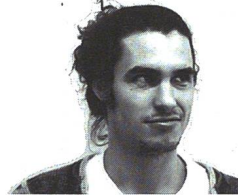
Willkommen — Im Februar überquerte ein Geflüchteter auf dem Dach eines Zuges die Schweizer Grenze. In Balerna kam er mit den Hochspannungsleitungen in Kontakt. Ging in Flammen auf. Starb. Wie verzweifelt muss ein Mensch sein, wie ausweglos seine Situation, dass er keine andere Möglichkeit sieht, sein Ziel unter Einsatz seines Lebens zu erreichen? Der ekelregenden Grenzschutzpolitik des Tessins kann nur mit einem begegnet werden: Refugees Welcome!



Zeier

Langeweile

Luxus — Langeweile ist heutzutage ein Luxus. In der Welt, in der wir leben, ist es möglich, den Rest unserer Tage zu verbringen, ohne dass wir uns jemals wieder für eine Minute langweilen müssen. Wann bist du zum letzten Mal Tram gefahren, ohne Musik zu hören? Wann hast du zum letzten Mal einen Abend ohne YouTube-Videos oder Netflix-Serien verbracht? Wann hast du zuletzt im Zug die Nase aus deinem Buch erhoben? Verbring doch einmal eine Reise ohne äussere Stimuli. Schau dich um, schau aus dem Fenster und vor allem, langweile dich! Du wirst überrascht sein, wie gut das tut.



Solioz

Zähne zeigen

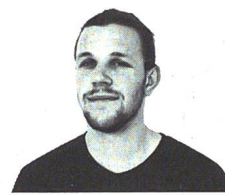
Weisheit — Ihr werdet es bemerkt haben, ich laufe in letzter Zeit mit leicht erhobenem Haupt, mehr Schwung, einem Funkeln in den Augen. Der Grund ist dieser: Der Zahnarzt hat mir erlaubt, meine Weisheitszähne zu behalten. Diese haben bekanntlich den Ruf lahmmer Partygäste, sie kommen als Letzte und gehen als Erste. Ich taste die vier Freunde regelmässig mit der Zunge ab und beobachte ihr Wachstum, wie das eines Blumenbeets, in der Hoffnung, dass ich die Weisheit im Alter nicht mit Löffeln fressen muss.



Gashi

Buch und Bild

Graphic Novel - Lucky Luke, Marsupilami, Donald Duck und Co. haben so manche Kindheit begleitet. Mit dem Alterwerden wurden die Bilder in unserer Lektüre immer weniger, und der Text dafür umso dichter. Wer sich mittlerweile zwar zu alt für Mickey und seine Freunde fühlt, muss dennoch nicht auf Comics verzichten: Graphic Novels, also illustrierte Romane, erzählen die verschiedensten Geschichten und möchten dabei thematisch anspruchsvoll sein. Meine besondere Empfehlung: Persepolis von Marjane Satrapi, erschienen im Verlag Edition Moderne.



Noser

Kleintierproteste

Musik — Wer ihn noch nicht kennt, sollte unbedingt einmal Georg Kreisler hören. Und wer ihn bereits kennt, ist sicher traurig, dass er schon tot ist. Zum Glück gibt es einen neuen, kleinen, jungen Kreisler, der hoffentlich noch ganz lange leben wird. Er bewahrt nämlich die Everblacks vor dem Vergilben und singt Protestlieder in Trainerhosen. Zum Beispiel über Hamster. Er ist zum Verlieben.
<https://nielsvanderwaerden.bandcamp.com>



Marić

Self Control

App — Auf das schwarze Pik-Zeichen mit weissem Totenkopf drücke ich, wenn ich mich mal wieder selbst disziplinieren muss oder will. Es hüpfert kurz, ein Fenster öffnet sich. Auf einer Skala von 15 Minuten bis 24 Stunden kann ich mir meine Grenzen ganz frei setzen. Drücke ich nun auf Start, gibt es kein Zurück mehr. Die App sperrt alle Websites auf der zuvor bearbeiteten Blacklist. Kein Schliessen oder Löschen der App, ja nicht einmal ein Neustart wird den Countdown beenden können. Aber zum Glück hab ich ja noch mein Smartphone.



Meier

Jurassic Park reloaded

Mammuts — In Südkorea gibt es Genetiker, die Haustiere klonen, damit man gleich einen identischen Ersatz hat, wenn eines stirbt. Als wäre das nicht genug, planen sie jetzt, Mammuts zu klonen. Theoretisch sollte das möglich sein, weil die Tiere aus der letzten Eiszeit nur ein paar Tausend Jahre alt und ziemlich gut erhalten sind. Stellt euch vor, anstatt Jurassic Park ein Eiszeit-Park mit Mammut, Säbelzahn-tiger und Co.! Ich würde da sofort hingehen.

Gleich und doch anders

Vielen Studierenden wird das ohnehin anspruchsvolle Studium zusätzlich durch eine Beeinträchtigung erschwert.





Noch immer keine Selbstverständlichkeit: Rollstuhlgängigkeit an der Uni.

«Noch Spielraum nach oben»

Benjamin Börner, Leiter der Fachstelle für Studium und Behinderung (FSB), erzählt, mit welchen Schwierigkeiten beeinträchtigte Studierende kämpfen.

Dominique Zeier (Interview)

Marco Rosasco (Bild)

Herr Börner, wie viele Studierende mit einer Behinderung oder Beeinträchtigung studieren an der Universität Zürich?

Die genaue Anzahl ist uns nicht bekannt. Das liegt daran, dass uns nicht alle Studierenden mit Behinderung kontaktieren. Im Jahr 2015 wurde unser Dienst aber insgesamt von 275 Studierenden in Anspruch genommen.

Was ist die häufigste Ursache für eine Kontaktaufnahme mit der FSB?

Der grösste Teil der Studierenden, die von uns begleitet werden, lebt mit einer psychischen Beeinträchtigung, zum Beispiel Angststörungen oder Depressionen. Weitere mögliche Beeinträchtigungen sind Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS), Störungen im Autismusspektrum, eine Mobilitätsbeeinträchtigung, eine Hör- oder Sehbeeinträchtigung oder auch eine Lese- oder Rechtschreibschwäche.

Was sind die Herausforderungen, die Studierende mit Behinderung im Studienalltag erleben?

Das lässt sich pauschal nicht beantworten, da die Probleme immer von der Beeinträchtigungsart abhängen. Menschen, die einen Rollstuhl benutzen, sehen sich beispielsweise mit der Herausforderung konfrontiert, barrierefrei in die Vorlesung zu kom-

men. Studierende mit Sehbeeinträchtigung benötigen unter Umständen Studienunterlagen in digitaler Form, die von einem Screen Reader vorgelesen werden können. Studierende mit ADHS haben tendenziell eher Probleme damit, das Studium zu organisieren und zu strukturieren oder die Fristen einzuhalten. Daher ergeben sich je nach Art der Beeinträchtigung unterschiedliche Herausforderungen.

Dann kommt Ihre Fachstelle zum Einsatz. Wie können Sie solche Studierende unterstützen?

Wir arbeiten grösstenteils auf zwei Ebenen. Einerseits auf der individuenorientierten Ebene, andererseits auf der Umfeldorientierten Ebene. Auf der Individualebene bieten wir direkte Unterstützung und arbeiten ganz konkret am Nachteilsausgleich. Auf der Umfeldebene schauen wir beispielsweise, dass die UZH sowohl baulich-technisch als auch digital zugänglicher wird. Das heisst, wir beantragen konkrete bauliche Massnahmen wie zum Beispiel Rampen oder rollstuhlgängige WCs, aber setzen uns auch dafür ein, dass die Webangebote und digitalen Kommunikationsmedien zugänglich für Leute mit einer Sehbeeinträchtigung sind.

Wie weit ist man bei diesem Thema bereits? Also, wie rollstuhlgängig ist die Universität Zürich?

Die UZH ist mit Sicherheit nicht perfekt zugänglich für alle Menschen, die mit einer Mobilitätsbeeinträchtigung leben, aber die zentralen Gebäude sind grösstenteils zugänglich und nutzbar. Als das Gebäude gebaut wurde, hat man eher die Idee umgesetzt, ein Repräsentationsgebäude und nicht unbedingt ein Funktionsgebäude zu bauen. Das war damals einfach der Zeitgeist. Seither hat sich beim Thema Studieren mit Behinderung aber einiges getan. Unter anderem die Gründung der FSB im Jahr 1976.

Hat sich seither viel verändert?

Tatsächlich beobachten wir eine Verschiebung der Zielgruppe. Zu Anfang haben sich vermehrt Studierende gemeldet, die mit einer sichtbaren Behinderung leben. Das ist heute nicht mehr so. Die meisten Studierenden, die uns kontaktieren, leben mit einer unsichtbaren, z.B. psychischen Beeinträchtigung.

Wie wird entschieden, wer Anspruch auf Hilfe hat und wer nicht? Müssen Sie Grenzen ziehen?

Wir ziehen tatsächlich eine Grenze. Anspruch auf Hilfe haben zunächst einmal Personen, die laut Definition der UN-Behindertenrechtskonvention mit einer Behinderung leben. Wenn jemand in Verbindung mit einem ärztlichen Zeugnis nachweisen kann, dass er mit einer solchen Beeinträchtigung lebt, dann hat er einen Anspruch auf nachteilsausgleichende Massnahmen. Im vertraulichen Gespräch wird dann

erarbeitet, ob und wie sich die Behinderung nachteilhaft auf das Studium auswirkt. Natürlich kann jede Struktur, die existiert, auf irgendeine Art und Weise missbraucht werden. Bei uns sind die Chancen, dass jemand die Angebote missbräuchlich nutzt, aufgrund dieser Vorgehensweise aber eher gering.

Welche konkreten nachteilsausgleichenden Massnahmen kann die FSB in die Wege leiten?

Das kommt ganz auf den Einzelfall an. Die Massnahmen können zum Beispiel beinhalten, dass jemand extra Zeit oder einen separaten Raum bei Prüfungen bekommt, dass jemand Zugang zum Ruheraum der FSB erhält, dass jemand allgemein Fristverlängerungen im Rahmen des Möglichen gestattet bekommt oder dass der Person ein den individuellen Bedürfnissen entsprechender Sitzplatz reserviert wird.

Wenn Sie einen Wunsch frei hätten, was müsste an der UZH noch verbessert werden?

Zuerst einmal will ich festhalten, dass die UZH die Gleichstellung von Menschen mit und ohne Behinderung ernst nimmt und in der Vergangenheit schon Grossartiges geschafft wurde. Die UZH befindet sich in einem ständigen Prozess. Besser strukturieren könnte man aus meiner Sicht die Kommunikation mit einigen UZH-internen Partnern – also bestimmten Fakultäten und Instituten. Das funktioniert zwar jetzt schon gut, aber es gibt hier und da noch Spielraum nach oben.

«Wir müssen Grenzen ziehen»

Welchen Rat würden Sie einem angehenden Studenten oder einer angehenden Studentin mit Behinderung geben?

Hauptsächlich zwei Dinge: Ein Studium mit Behinderung oder Beeinträchtigung bedeutet fast immer einen Mehraufwand. Man muss meistens noch mehr beachten als alle anderen. Mein erster Rat ist daher: Übernehmen Sie Verantwortung für Ihre eigene Situation und machen Sie sich frühzeitig mit allen wichtigen Grundlagen vertraut. Wir unterstützen sehr gerne und wo wir können, aber das Studium muss immer noch selbst bewältigt werden. Daher ist es wichtig, dass man die Webseiten und Studienanforderungen durchliest. Mit Vorteil macht man das, bevor man sich immatrikuliert, damit man weiss, wie das Studium aufgebaut ist, und die entsprechenden Ansprechpartner kennt. Der zweite Rat ist: Setzen Sie sich rechtzeitig mit der FSB in Verbindung. Am besten direkt nach der Immatrikulation. Denn die Planung und Organisation nachteilsausgleichender Massnahmen braucht Zeit, und je mehr man davon hat, umso besser für alle. ◇



Hürden, keine Barrieren

Esther fehlen seit Geburt Unterschenkel und Hände. Wie sie auf ihrer Unabhängigkeit beharrt und wie sie ihr Studium erlebt. Ein Porträt.

Adelina Gashi (Text)

Marco Rosasco (Bilder)

Esther ist 24 Jahre alt und studiert Ethnologie und Soziologie an der Universität Zürich. Die Kongolestin verbrachte ihre Kindheit in Südafrika und migrierte mit ihrer Familie im Alter von acht Jahren nach Thurgau in die Schweiz. Obwohl die Sprache dank intensivem Deutschkurs schnell gelernt war, fiel Esther der Einstieg in den Schulalltag schwer: «Ich grenzte mich bewusst ab. Ich hatte Mühe damit, mich selbst zu akzeptieren, und machte mir Gedanken, was meine Mitschüler und Mitschülerinnen von mir dachten.» Esther wurde ohne Hände und Unterschenkel geboren, das heisst, dass sie ab Kniehöhe Prothesen braucht, um laufen zu können. Ihr Anderssein stellte sie während ihrer Jugend vor vielerlei Hindernisse, wie sie erzählt. Einerseits bedeutete die körperliche Eingeschränktheit, dass alltägliche Dinge, wie Treppenlaufen oder das Öffnen einer Verpackung, ihr schwerer fielen. Aber womit Esther am meisten zu kämpfen hatte, waren andererseits Akzeptanz und Selbstvertrauen. Die Angst davor, dass man sie verurteilen und auf ihre körperliche Beeinträchtigung reduzieren könnte, hinderte sie daran aus sich herauszugehen und Anschluss bei ihren Gleichaltrigen zu finden. Zuflucht und Kraft fand Esther in dieser schweren Zeit bei ihrer Familie und in ihrem Glauben: «Meine Familie stand und steht noch immer hinter mir. Meine Eltern haben mir beigebracht, auf Gott zu vertrauen. Das hat mir geholfen und mir auch klar gemacht, dass ich die Veränderung bei mir selbst suchen muss, wenn ich will, dass es besser wird.»

Den gleichen Weg gehen – bloss anders.

Nach ihrer schwierigen Schulzeit beschloss die Thurgauerin, einen Neustart zu wagen. Sie zog aus der Ostschweiz alleine nach Zürich und schrieb sich an der Universität ein. Von der Fachstelle Studium und Behinderung der UZH erhielt Esther im ersten Semester einen Schlüssel, um den Lift nutzen zu können, ausserdem wurde sie über die behindertenfreundlichen Zugänge an den verschiedenen Lehrgebäuden informiert. Obwohl der Ethnologiestudentin klar ist, dass solche Hilfestellungen ihr den Uni-Alltag erleichtern sollen, pocht sie auf ihre Selbstständigkeit. Esther sagt: «Ich möchte so wenig Hilfsmittel wie nötig gebrauchen. Und vor allen Dingen will ich keine Sonderbehandlung, sondern den gleichen Weg wie alle anderen gehen.» Normalität und Routine sind ihr sehr wichtig, wie Esther sagt. Dass ihr Alltag sich aber dennoch von dem ihrer meisten Mitstudierenden unterscheidet, leugnet sie nicht.

Angesprochen auf die möglichen Schwierigkeiten erklärt Esther, dass es für sie in manchen Unigebäuden tatsächlich eine Herausforderung sei, zum Hörsaal oder Seminarraum zu gelangen. Manchmal stehe kein Lift zur Verfügung, was problematisch sei, wenn sie in den dritten Stock gelangen muss. Oder beispielsweise am Irchel, wo die Vorlesungssäle

durch die vielen steilen Stufen zur Hürde werden. Um von einer Veranstaltung zur nächsten zu gelangen, hat Esther einen behindertengerechten Roller, mit dem sie längere Distanzen bestreiten kann. Ihr tägliches Leben ist durchdacht und strukturiert, was ihr Sicherheit gibt.

Keine Sonderansprüche

Die Aneignung dieser Routine habe Zeit und Vorbereitung gebraucht und könne aber auch schnell durcheinandergebracht werden, erzählt Esther: «Ich überlege mir vor jedem Semester, in welchen Gebäuden ich Uni habe, und schaue, wo ich den leichtesten Zugang habe. Wenn ich noch nie in einem Gebäude gewesen bin, fahre ich manchmal in den Semesterferien hin, um mir ein Bild zu machen und so vorbereitet zu sein.» Doch Stufen sind nicht die einzigen Hindernisse, die Esther Mühe machen. Dank ihren Beinprothesen kann Esther stehen und ist selbstständig mobil, was ihr ihre wertvolle Unabhängigkeit garantiert. Gleichzeitig hat die junge Frau dadurch mit immer wiederkehrenden Entzündungen zu kämpfen, die durch die Reibung zwischen den Prothesen und ihren Beinen entstehen.

Während solcher Krankheitsperioden ist Esther auf ihren Rollstuhl angewiesen und somit auch auf eine weitere Person, die sie begleitet und den Rollstuhl stösst. Meist bedeutet das aber vor allem, dass sie zu Hause bleiben und sich schonen muss, da sie in solchen Fällen Antibiotika nimmt um den Entzündungen entgegenzuwirken. Phasen wie diese sind für

Esther besonders frustrierend: «Ich langweile mich alleine zu Hause und kann nicht mal kurz etwas einkaufen gehen. In solchen Momenten bin ich mir meiner Einschränkung sehr bewusst und realisiere, dass ich dennoch nicht die gleichen Voraussetzungen habe wie andere.» Denn durch die Krankheit ist es Esther auch nicht möglich, ihre Lehrveranstaltungen zu besuchen, weshalb sie viel Stoff verpasst. Trotzdem möchte sie deswegen keine Sonderansprüche an die Dozierenden stellen, sondern verlässt sich auf ihre Freunde und Freundinnen, die ihr die Notizen und Unterlagen zukommen lassen.

Eine Quelle der Inspiration

Wer Esther kennenlernt, kommt nicht umhin sich von ihrem lauten Lachen anstecken zu lassen und von ihrer positiven Ausstrahlung fasziniert zu sein. Auf die Frage, woher sie ihre Motivation und ihr Selbstvertrauen schöpfe, erwidert Esther, dass Liebe viele ihrer Sorgen und Probleme gelöst hat. Die Liebe zu Gott spende ihr viel Zuversicht und Zufriedenheit, wie sie nochmals betont. So habe sie gelernt sich selbst zu lieben und ihren Mitmenschen offener zu begegnen: «Ich habe verstanden, dass ich mehr bin als meine Behinderung und die Persönlichkeit nicht von Äusserlichkeiten bestimmt werden muss. Ich habe in meinem Studium viele schöne Freundschaften geschlossen. Für manche bin ich ja sogar eine Quelle der Inspiration, was mir immer wieder die Bestätigung gibt, dass ich genau richtig bin, so, wie ich bin.» ♦



Silbe für Silbe, Wort für Wort

Benjamin Lemcke stottert. Er hat es in seinem Studium nie als Belastung empfunden. Die grösste Beeinträchtigung erfährt er in Alltagssituationen.

Reto Heimann (Text) und Chiara Meroni (Illustration)

Manchmal will es einfach nicht. Manchmal will der Satz nicht zum Ende, das Wort nicht über die Lippen kommen. Jede Silbe wird zur Tortur. Und manchmal geht dann gar nichts mehr und die Silben werden zum Strom, gegen dessen Widerstand fast nicht anzukommen ist. Die Augenlider beginnen zu flackern und die Hände zu zittern. Fast könnte man den Eindruck bekommen, es sei eine körperliche Anstrengung nötig, um die Silbe doch noch auszusprechen, das Wort doch noch zu formen. «Blockaden» nennt das Benjamin Lemcke, wenn er an den Punkt kommt, wo er mit dem Sprechen nicht mehr weiterkommt. Sehr oft hilft dann nur noch eines: Abbrechen. Innehalten. Tief durchatmen. Neu ansetzen.

Mündliches Studium

Benjamin stottert. Seit er sprechen kann, hat er Schwierigkeiten, sich flüssig auszudrücken. Zwar hat er in jahrelangen Logopädie-Kursen gelernt, seinen Sprachfehler zu unterdrücken. Ganz wegbekommen hat er ihn aber nie. «Wenn ich langsam spreche, dann geht es meistens einfacher. Mein Problem ist, dass ich eine relativ hektische Person bin und es daher selten schaffe, ruhig zu bleiben», sagt er. Gerade wenn er in eine Situation komme, in der er aufgeregt ist, klappe das aber nicht mehr.

Das Stottern hat Benjamin nicht davon abgehalten an der ZHdK Gamedesign zu studieren. Wie erlebt eine stotternde Person das Studium, das sehr auf Mündlichkeit ausgerichtet ist? Referate begleiten einen durch das gesamte Curriculum hindurch, mündliche Beteiligung wird als Teil des Leistungsnachweises vorausgesetzt. Auch das Knüpfen von Kontakten ist ein wesentlicher Bestandteil des Studiums. Wie bringt man das zustande, wenn man Schwierigkeiten hat, sich mündlich auszudrücken?

«Nicht mein Problem»

«Ich habe das Stottern in meinem Studium nie als Belastung empfunden», sagt Benjamin. Natürlich habe es ihm geholfen, dass sie im Studiengang eine kleine Gruppe von etwa 18 Leuten waren. Referate hätten ihm zu Beginn schon Mühe bereitet. «Ich habe darauf geachtet, dass meine Stichpunkte auf den Präsentationsfolien so klar formuliert waren,

dass es mich als Sprecher gar nicht mehr unbedingt brauchte.» Mit der Zeit wurde er selbstbewusster. «Ich habe aufgehört, mich über meinen Sprachfehler zu definieren.» Das bedeutete auch, dass er das Stottern nicht mehr als Problem betrachtete. Wenn man von ihm heute ein Referat verlangt, bereite ihm das kein Kopfzerbrechen mehr: «Es geht einfach viel länger als bei den anderen. Aber das ist schliesslich nicht mein Problem.»

Dieses Selbstvertrauen hatte Benjamin nicht immer. In der Primarschule wurde er gehänselt und ausgegrenzt. Freunde habe er kaum welche gehabt. Beni kapselte sich ab. Vor allem identifizierte er sich über das Stottern. «So, wie es in einer Klasse diejenige mit der Brille und denjenigen, der Fussball spielt gibt, war ich halt derjenige, der stottert.»

Erst der Besuch eines Sommerlagers, während dem er sich mit anderen Stotternden austauschen konnte, habe ihm gezeigt, dass er mehr sei als bloss ein Stotterer: «Plötzlich genügte es nicht mehr, mich als derjenige mit Sprachfehler vorzustellen. Da habe ich mir das erste Mal überlegt, wer ich denn sonst noch so bin. Und wer ich sein will.»

Überforderung auf beiden Seiten

Benjamin weiss nicht, wieso er stottert. Auch die Forschung ist sich nicht im Klaren darüber, wie Stottern ausgelöst wird. In den letzten Jahren hat man sich stark davon entfernt, darin eine psychische Erkrankung zu sehen. Stattdessen führt man das Phänomen mittlerweile auf minimale neuromotorische Koordinationsprobleme und genetische Veranlagung zurück. Die psychischen Erscheinungen des Stotterns sieht man heute als Folgeerscheinungen oder das Stottern aufrechterhaltende Faktoren und nicht als Ursache. Denn Stottern hat viel mit Unsicherheit zu tun.

«Stottern ist der ständige Versuch, nicht zu stottern», sagt Professor Wolfgang Braun, Dozent für Logopädie an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik (HfH). Die Unsicherheit gehe aber noch weiter. «Stottern kennzeichnet sich eben auch dadurch aus, dass nicht nur die davon betroffene Person, sondern auch die Kommunikationspartner davon verunsichert werden.» Viele Menschen – insbesondere auch Dozierende an Schulen und Univer-



sitäten – seien überfordert, wenn sie im Gespräch auf einen Stotterer treffen, so Braun.

Diese Erfahrung hat auch Benjamin gemacht. «Oft merke ich, dass die Leute unsicher sind, wie sie auf mein Stottern reagieren sollen. Ein Paradebeispiel ist, dass sie sich nicht getrauen zu sagen, wenn sie etwas nicht verstanden habe. Dann lachen sie oder sagen einfach ‚Okay‘. Dabei habe ich ihnen eine Frage gestellt.» Er sei froh, wenn Leute nachfragen.

«Ansonsten ist ja die ganze Kommunikation wertlos.»

Es sind solche Situationen, die Benjamin in seinem Alltag als unangenehm empfindet. Ein weiteres Beispiel sind Leute, die ihm die Sätze fertigsprechen, wenn er nicht sofort weiterkommt. Besonders mühsam ist das dann, wenn sie ihm die Sätze falsch zu Ende machen. «Klar bin ich manchmal froh, dass mein Gegenüber mir zu helfen versucht. Das Problem ist: Wenn jemand mal damit angefangen hat, wird er es immer öfter machen. Bis er es auch dann macht, wenn es gar nicht nötig wäre.» Das sei kontraproduktiv: «Ich komme dadurch in einen Stress und stottere nur noch stärker.»

Am meisten stört es Benjamin, wenn man betont langsam oder laut mit ihm spricht – ihn also nicht für ganz voll nimmt. «Das empfinde ich als verletzend. Wer stottert, ist deswegen nicht geistig behindert.»

Unsichtbare Beeinträchtigung

Das Perfide am Stottern ist, dass es eine auf den ersten Blick unsichtbare Beeinträchtigung ist. Anders als etwa bei Menschen im Rollstuhl sieht man einer stotternden Person ihre Beeinträchtigung nicht an. Bis sie sich dazu entscheidet, etwas zu sagen. Zu sprechen ist für Stotternde jedes Mal aufs Neue der bewusste Entscheid, die eigene Beeinträchtigung offenzulegen. Für Beni ist das Segen und Fluch zugleich. Segen,

«Stottern ist der Versuch, nicht zu stottern.»

weil ihm die Unsichtbarkeit des Stotterns erlaubt, seinen Sprachfehler zu verheimlichen. Fluch, weil so das gesellschaftliche Bewusstsein für Stotternde, im Unterschied zu Blinden zum Beispiel, weitestgehend fehle. Doch eigentlich ist das Beni ganz recht. Denn auf keinen Fall will er aufgrund seiner Beeinträchtigung mit Samthandschuhen angefasst werden.

Nach dem Studium hat er sich selbständig gemacht. Mit seinem Start-up «Opinion Games» entwickelt er politische Abstimmungsspiele, die das Ziel haben, den Menschen spielerisch und neutral bei der eigenen Meinungsbildung zu helfen. Aktuell arbeitet er zusammen mit seinem Partner an einem Spiel, das später an Schulen als Lehrmittel eingesetzt werden soll. Ein stotternder Mensch hilft so jungen Menschen bei der Herausbildung ihrer politischen Stimme. ◇

Ausgetrunken

Nach einem Semester provisorischen Betriebs wird die Studibar am Irchel zu einer professionellen Gaststätte umgebaut. Wie wird es für die Fachvereine weitergehen?

Stephanie Meier (Text) und Oliver Camenzind (Bild)



Schenkt für die Fachvereine ordentlich ein: die Studibar.

Seit Ende letzten Semesters gibt es am Irchel eine Bar für Studierende. Als der Raum des Kinderhorts am Irchel nicht mehr den Richtlinien entsprach und Richtung Zentrum verlegt wurde, konnte der lang gehegte Wunsch nach einer eigenen Bar erfüllt werden. Zweimal in der Woche finden von Fachvereinen, VSUZH oder anderen studentischen Organisationen geplante Veranstaltungen statt, in der restlichen Zeit steht der Raum als Lernort zur Verfügung. Drinnen bietet die Irchelbar Platz für knapp 80 Personen. Wenn es die Temperatur erlaubt, wird auch der Aussenplatz rege genutzt. Verwaltet wird die Studibar durch die STUBAKO, eine Kommission des VSUZH.

Umbau

Weil der Raum nicht den Standards für professionellen Barbetrieb entsprechen werde das Lokal ab 29. Mai umgebaut, erklärt David Meier, Hauptverantwortlicher

der STUBAKO. Ziel ist, die Studibar Anfang Oktober wieder in Betrieb zu nehmen.

Gianni Denardi, Bauleiter des Projekts, will die neue Studibar in eine richtige Gaststätte verwandeln. So soll sich die neue Bar auch zu einem Konzert- oder Tanzraum umfunktionieren lassen.

Zentrale Einnahmequelle

Nach dem Umbau wird der Zürcher Frauenverein (ZfV), dem alle Gastronomiebetriebe an der Uni gehören, die Hauptverantwortung übernehmen. Obwohl der ZfV dem VSUZH ziemlich entgegenkommt, ist fraglich, inwiefern die Fachvereine weiterhin von der Studibar profitieren können.

Thomas Tschümperlin, Leiter des Rektoratsdienstes und Projektleiter der Studibar, legt grossen Wert auf den Einbezug der Studierenden in die Organisation der Irchelbar. Für die beteiligten Fachvereine ist dies absolut notwendig, da die Veranstaltungen in der Studibar

eine zentrale Einnahmequelle für sie darstellen.

Deshalb sollen die Studierenden weiterhin Anlässe in der Studibar durchführen können, bei denen Volontäre des verantwortlichen Fachvereins jeweils an der Bar ausschenken und die Vereine eine Umsatzbeteiligung erhalten. Wie hoch diese sein wird, ist noch unbekannt. Es könnte also sein, dass der ZfV dadurch mit den Veranstaltungen der Studierenden einen Haufen Geld macht und nur ein Bruchteil davon schlussendlich den Studierenden zugute kommt.

Kompromisse

Die STUBAKO will erreichen, dass die Getränkepreise weiterhin studentisch bleiben und mit dem Wechsel möglichst wenig ansteigen. Inwieweit dies mit dem ZfV als Betriebsverantwortlichem durchgesetzt werden kann, bleibt abzuwarten. Auch wieviel die Studierenden in der neuen Organisation überhaupt noch zu sagen haben werden, ist fraglich. So oder so ist es ein Jammer, dass die Studibar, für deren Umsetzung der VSUZH und die Fachvereine so lange gekämpft hatten, ihnen nach nur einem halben Jahr schon wieder weggenommen wird.

Wenigstens einen grossen Vorteil bringt der Wechsel: Das Lokal wird täglich von 10 bis 23 Uhr geöffnet sein, auch an Wochenenden und in Semesterferien. Bis anhin gab es am Irchel ausserhalb der offiziellen Öffnungszeiten der Uni keine Verpflegungsmöglichkeit.

Wie die Bar zukünftig heissen wird, ist unklar. Der inoffizielle Name «Studibar» kann nicht weiter verwendet werden, weil sich andere Angehörige der UZH dadurch diskriminiert fühlen. Wie wäre es mit der schon jetzt sehr beliebten Bezeichnung Birchel? ◇

Die Sammlung des Dr. Ikkaku Ochi

In Japan fand ein Kunsthändler eine Kiste mit alten Medizinfotografien. Das Buch, worin diese später erschienen sind, gibt Anlass, über das Leid und über Fotografie nachzudenken.

Kevin Solioz

Ich halte ein Buch in den Händen, dessen Inhalt einen sehr weiten Weg zurückgelegt hat. Sogar den Atombombenangriff auf Hiroshima sollen die Fotografien überlebt haben. Die Geschichte des Buches beginnt vor einigen Jahren, als der Kunstsammler Akimitsu Naruyama in das Zwielflicht eines halb unterirdischen Büros steigt. Ein Händler reicht ihm eine alte Holzkiste mit Fotografien. Die Fotografien zeigen Menschen jeden Alters und Geschlechts, die von Krankheit gezeichnet sind. Aufgeschwollene Beine, Geschwüre, Tumore und Missbildungen, die man in dieser Form heute nicht mehr sieht, weil die moderne Medizin sie verhindert. Die Fotografien wurden Ende des 19. Jahrhunderts zu medizinischen Zwecken gemacht, um Aufschluss über die Krankheiten zu gewinnen. Später wurde die Sammlung von Naruyama zu einem Buch zusammengefasst, welches 2003 erschien. Benannt wurde es nach dem vorherigen Besitzer Ikkaku Ochi. Dieser war erst Militärarzt und eröffnete später eine Praxis in Hiroshima. Wie er in den Besitz der Fotografien kam, ist nicht bekannt.

Der zweite Blick

Beim ersten Aufschlagen des Buches war ich schockiert und abgestossen von den Bildern dieser Krankheiten. Doch wie so oft siegte die Neugierde, und ich blätterte weiter durch den Bildband. Nach dem anfänglichen Schock sind die Fotografien Anlass, über das Leid und das Medium der Fotografie nachzudenken. Der zweite, eingehendere Blick geht über den ersten hinaus und trifft auf den Menschen. Er trifft auf Menschen, die gezwungen waren, mit ihrem Leid zu leben. Nur über wenige dieser Fälle sind einige schriftliche Notizen aus alten Medizinzeitschriften erhalten. Über die anderen Schicksale kann man nur mutmassen. Der einzige Anhaltspunkt für diese Spekulationen bleiben die erhaltenen Fotografien.

Das eine Bild

Ein Bild zog mich besonders in seinen Bann. Es zeigt einen Mann, der sein Gesicht leicht von der Kamera abgewendet hat, die Züge sind schmerzverzogen. Normalerweise blickt man in die Kamera, wenn man portraitiert wird. Was dieser Mann aber der Kamera zuwendet, ist das riesige Loch in seiner Wange. Folgte er dabei einer Anweisung des Fotografen?



Der Betrachter ist gezwungen, direkt in die Wunde zu blicken. Diese erscheint auf dem Papier bloss als dunkle Fläche, deren Tiefe nicht auszumessen ist, und so verliert sich der Blick in dieser Tiefe, und die Leerstelle klafft umso deutlicher. Wer ist dieser Mann? Ich versuche die Szene zu beleben. Wie mag sie sich abgespielt haben? Der Fotograf gab vielleicht einige kurze Anweisungen auf Japanisch: «Etwas mehr nach rechts drehen. Stillhalten. Fertig, Sie dürfen jetzt aufstehen.» Roland Barthes bemerkte in seinem berühmten Essay über die Fotografie «Die helle Kammer» über das Bild eines zum Tode Verurteilten: «Drei Zeiten verdrehen mir

den Kopf.» Ebenso verhält es sich auch bei dieser Fotografie. Der Mann auf der Fotografie lebt. Er wird sterben müssen, und er muss jetzt schon lange tot sein. Vielleicht ist er schon kurz nach dieser Aufnahme gestorben oder aber er hat noch lange mit dieser Wunde in seiner Wange weitergelebt. Doch welche Rolle spielt das jetzt, wo er mit Sicherheit tot ist? Wieso bekümmert mich das Leid eines Toten? Ich versuche die zeitliche Distanz mit Vorstellungskraft zu überwinden, aber je länger ich die Fotografie betrachte, desto weiter rückt sie in die Ferne, löst sich auf.

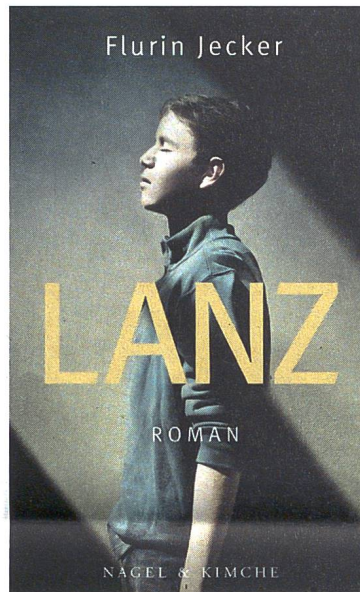
Die Wunde

Wieso rückt die Szene in dieser Fotografie wie eine Fata Morgana umso weiter weg, je näher ich sie betrachte? Einerseits liegt es daran, dass es nicht die originalen Fotografien sind, sondern gedruckte Scans dieser Originale. Es ist die Fotografie einer Fotografie. Damit ist die Szene in eine doppelte Ferne gerückt. Doch es gibt einen weiteren Grund, dem ich auf die Spur komme, als ich bemerke, dass das Loch perfekt in der Bildmitte sitzt. Wie ein Revolverschuss durch eine Spielkarte. Bei längerem Betrachten springt das Loch plötzlich von der Wange auf die Oberfläche der Fotografie. Die Textur der Haut wird zu zerrissenem Papier, die Wunde löst sich vom Gesicht, das Gesicht ist auf einmal unversehrt. Es ist nur ein Loch in der Fotografie. Im nächsten Augenblick springt es wieder zurück auf das Gesicht. Die Fotografie wird zum Kippbild, in dem sowohl ein kranker als auch ein gesunder Mann enthalten sind und in dieser Spannung wirkt das Bild auf den Betrachter. Es ist eine Wunde, über die der Betrachtende sich keine Klarheit verschaffen kann, weil sie eine flackernde und flimmernde Existenz hat. ◇

The Dr. Ikkaku Ochi Collection. Scalo Verlag, 2003. www.gallery-naruyama.com

Stoff für Semesterferien

Fünf Bücher für den Sommer: Germanistik-Studierende präsentieren im Rahmen des Projekts «Schweizer Buchjahr» ihre Auswahl.



Blog ohne Leser?

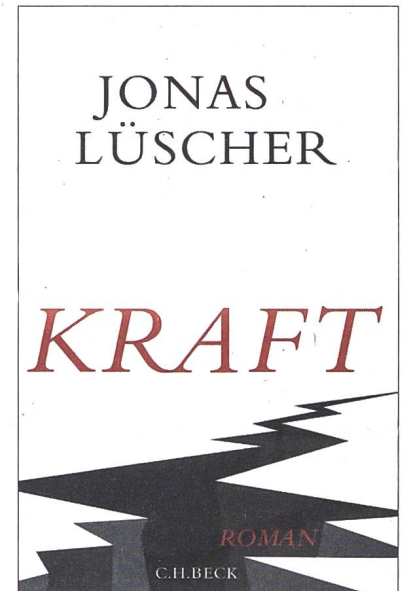
Funktioniert ein Blog ohne Leser? Diese Frage stellt sich bei Flurin Jeckers Debütroman, in dem der Titelheld Lanz einen Blog für die Schule schreiben muss. Obwohl der 14-Jährige den Kurs nur wegen eines Mädchens gewählt hat, kann er bald nicht mehr aufhören, zu schreiben. Seine Posts handeln vom Taumeln zwischen Kindheit und Erwachsensein – in der Liebe, in der Schule sowie in der Beziehung zu den getrennten Eltern. Zum Verdross des Lehrers

weigert er sich jedoch, das Geschriebene zu veröffentlichen. Was dann eben Flurin Jecker übernimmt. Seiner Fiktion nach genügt Lanz das Schreiben als Ventil. Und der

anfangs eher oberflächliche Junge hat einiges zu sagen. Diese Diskrepanz zwischen Lanz' reichen Gedanken und seiner Mitteilungsverweigerung, sie auf das Medium des Blogs zu übertragen, ist im Roman gelun-

gen. Dabei lebt die Geschichte weniger von der Handlung als von der mit Helvetismen gespickten Alltagssprache, die trotz ernster Themen oft zum Lachen bringt. [Meret Mendelin]

Flurin Jecker: *Lanz*, Nagel und Kimche 2017.



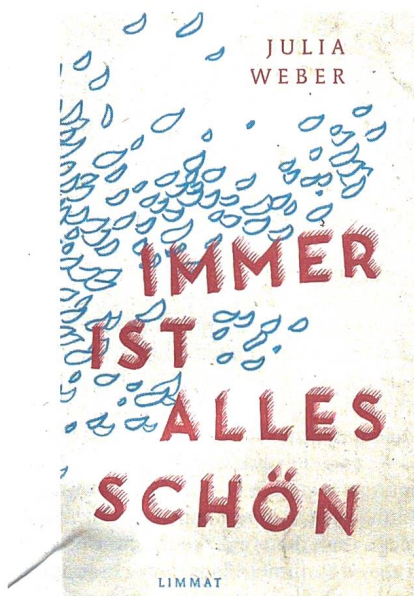
Gescheiterter Kraftakt

Jonas Lüschers zweiter Roman heisst wie sein Held: Kraft ist Rhetorikprofessor und hofft auf eine Million Dollar Preisgeld. Dafür müsste er aber die Frage beantworten, die ein fortschrittsgläubiger Investor in Anlehnung an Leibniz' Theodizee ausgelobt hat: «Theodicy and Technodicy: Optimism for a young Millenium. Why whatever is, is right and why we still can improve it?» Würde Lüschers Buch nur vom Scheitern des Opportunisten Kraft erzählen, wäre es nach dem gefeierten «Frühling der Barbaren» Lüschers zweite Novelle geworden. Romanlänge erreicht es, weil es auch Krafts bundesdeutsche Vergangenheit zum Slapstick über den Neoliberalismus ausstaffiert. Auffällig: Witzelt der Erzähler sonst gern über Kraft, hält er sich hinsichtlich

**SCHWEIZER | 17
BUCHJAHR**

dessen Chauvinismus stark zurück. Das könnte an Houellebecq erinnern, wird aber höchstens lauwarm serviert. Der Erzähler stichelt zu penetrant gegen seine Figur, die damit an keiner Stelle die Fallhöhe gewinnt, die ihr das ungelente Ende beschert. [Philippe Hürbin]

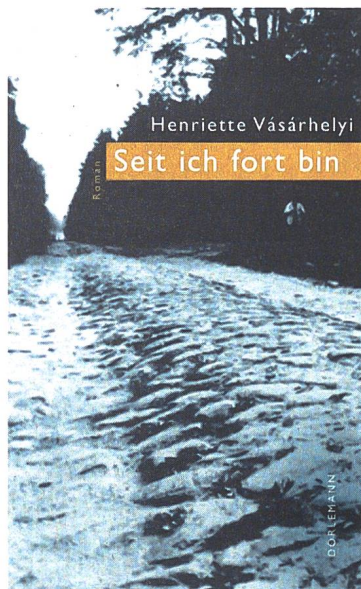
Jonas Lüscher: Kraft, C.H. Beck 2017.



Alles immer schön?

Julia Webers Debütroman trägt den trügerischen Titel «Immer ist alles schön». Auf das Leben von Anais und ihrem kleinen Bruder trifft das nur selten zu. Denn gut und schön möchte es ihnen ihre exzentrische Mutter zwar machen. Doch entgleitet ihr, der das Leben eine «Wucht» ist, zunehmend die Kontrolle. Dass die Mutter Alkoholikerin und Stripperin ist, Depressionen, aber keinen der beiden Väter mehr an ihrer Seite hat, dubiose Männer empfängt und längst auf der Liste des Jugendamts steht, wird dem Leser nicht an den Kopf geworfen. In ihrer gefassten und sanften Erzählweise lässt Anais nur allmählich erkennen, was die Geschwister alles hinnehmen. Ihre harte Realität vermögen die beiden nur kraft ihrer Fantasie auszuhalten. Als die Mutter schliesslich verschwindet, versucht Anais hingebungsvoll, ihren Bruder in eine Fantasiewelt zu retten. Der Trost des Märchenhaften ist den Geschwistern am Ende nicht vergönnt, wohl aber den Lesern. Eine diskussionswürdige Volte, aber von beeindruckender poetischer Kraft. [Christina Boll]

Julia Weber: Immer ist alles schön, Limmat Verlag 2017.



Entstellte Erinnerungen

Als Mirjam eines Tages ihre Wohnung betritt, hängen die Schubladen der Kommoden heraus, Kleider liegen am Boden und einige Fotos liegen herum. Die externe Festplatte, die Mirjam noch an jenem Morgen zur Sicherung an den Laptop angeschlossen hatte fehlt, der Laptop aber ist noch da. Auch das Foto von ihr, ihrem Jugendfreund Driew und ihrer verstorbenen Freundin Anis im Badezimmer ist weg. Wenig später findet sie zusammengeknüllt unter dem Waschbecken das Foto, auf dem nun weisse Striemen das Bild zur Unkenntlichkeit entstellen. Der Einbruch ist merkwürdig und hinterlässt Spuren in Mirjam, die mit einer Angst verbunden sind zu vergessen. Henriette Vászárhelyis zweiter Roman «Seit ich fort bin» geht auf beeindruckende Weise der Frage nach, wie Erinnerung funktioniert. Was schlummert in den Tiefen unseres Gedächtnisses und was sind die Tricks der Erinnerung, «um die in der Gegenwart lauernernde Wirklichkeit zu ertragen?» Das zerknüllte Foto wird da zum bezeichnenden Element und mahnt stumm, dass unsere Vergangenheit vor Entstellung nicht gefeit ist. [Salomé Meier]

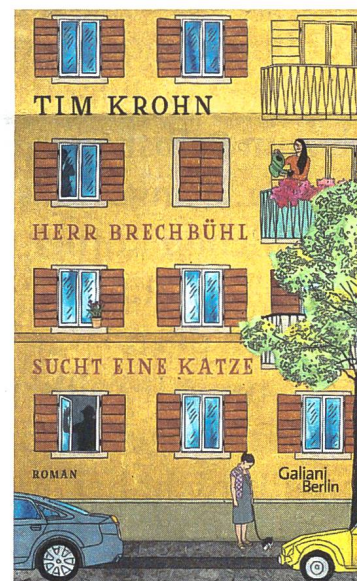
Henriette Vászárhelyi: Seit ich fort bin, Dörlemann 2017

Gefühlsverkäufer

«Herr Brechbühl sucht eine Katze» ist der Auftakt eines Mammutprojekts: Das Werk ist der erste Band einer ungefähr fünfzehnteiligen Romanreihe, die durch Crowdfun-

ding finanziert wird. Interessierte Leser wählen eine Emotion und zahlen dafür, dass der Autor für sie eine Geschichte darüber schreibt. Tim Krohn verkauft also Gefühle. Menschliche Gefühle, literarisch verpackt in elf Bewohner eines Genossenschaftshauses in Zürich. Was sich zunächst schwer nach einem Drehbuch für eine Vorabendseifenoper anhört, erweist sich bei genauerem Hinsehen als ein Roman zum Miterleben. Miterlebt wird dabei weniger das, was im Haus vor sich geht, als vielmehr das, was in den Figuren geschieht. Die Studi-WG, das Rentnerpaar, die arbeitslose Schauspielerin, die Süchtige, der Griesgram: Man mag diese Menschen, und man freut sich am Ende der fast fünfhundert Seiten darüber, dass noch einige tausend folgen werden. Ob allerdings das Interesse der Leser sowohl am Gefühlskauf als auch am Werk an sich über die Jahre erhalten bleibt, wird die Zeit zeigen. [Tanja Kristina Sonder]

Tim Krohn: Herr Brechbühl sucht eine Katze, Galiani 2017.



Schweizer Buchjahr

Am 1.1.2017 ging das «Schweizer Buchjahr» online, die neue Plattform für Literatur- und Diskurskritik. Ziel ist es, das hiesige Literaturteiben kritisch und unabhängig zu begleiten. Viele der Texte werden von Studierenden des Deutschen Seminars der Universität Zürich verfasst. Im Rahmen des gleichnamigen Master-Seminars von Philipp Theisohn und Christoph Steier können sie sich hier in Kooperation mit renommierten Medienpartnern kulturjournalistisch versuchen.

Fake-Augenbrauen sind des Teufels — Mode ist Geschmackssache, das ist wohl das einzige, worüber man sich in diesem Themenbereich einigen kann. Ab und an kommt jedoch ein Trend auf, der so gänzlich abwegig und absurd ist, dass es selbst den Tolerantesten unter den Beobachtern schwer fällt, ihn zu billigen.

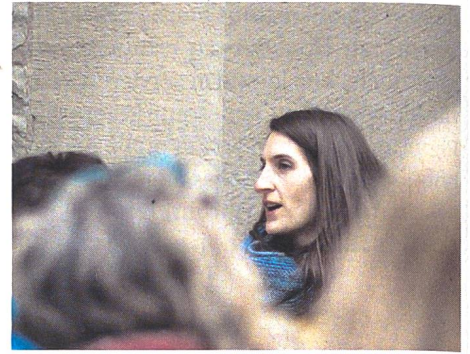
Deshalb sei es einmal deutlich gesagt: Finger weg von euren Augenbrauen! Falls es sich nicht um Frida Kahlo, Cara Delavigne oder Frank Zappa handelt, gibt es keinen Grund, weshalb sich eine haarige, schwarze Raupe über den Augen einer Person ansiedeln sollte. Dieser Trend, sich die Augenbrauen so dunkel und dick einzufärben, dass sie ein Eigenleben zu entwickeln scheinen, erwächst aus einem Bedürfnis, immer neue, immer verrücktere Modetrends zu setzen.

Ist es tatsächlich nötig, das eigene Gesicht hinter immer noch mehr Schichten und Farbe zu verstecken? Welche Extravaganzen könnten sonst noch zum Selbstwertgefühl und Schönheitsideal beitragen? Langsam ist es doch an der Zeit, den menschlichen Körper so zu feiern, wie er ist, ganz ohne Styling, Shaping und künstlichen Schmuck. Wir sollten davon wegkommen, unsere Gesichter als Malen-nach-Zahlen-Schablonen zu behandeln. Dazu tragen die aufgemalten Augenbrauen jedenfalls nicht bei. Ausserdem, seien wir mal ehrlich: Für wen sieht Bert aus der Sesamstrasse tatsächlich sexy aus?



Dominique Zeier

**Wir verteufeln, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.**



Stadtgeschichte der Frau

Wer denkt, dass Stadtführungen in der Schweiz bloss etwas für weitgereiste Touristen und Touristinnen seien, hat weit gefehlt. Wenn man in einer Stadt geboren und aufgewachsen ist, sie einem also zur Heimat geworden ist, besteht die Gefahr, dass man in eine Art Blindheit verfällt. Den Weg von daheim bis zur Universität ist man nun sicher schon mehr als 235-mal gegangen, man geht in den immer gleichen Cafés und Bars etwas trinken und entwickelt mit der Zeit eine Routine, die einen nachlässig werden lässt. Nachlässig deshalb, weil das Bewusstsein für das Verborgene und Unentdeckte abstumpft und man sich stattdessen als Einheimischer oder Einheimische in vermeintlicher Allwissenheit wiegt. Dass dem nicht so ist, dass man nie auslernt und es immer etwas Neues zu erfahren gibt, beweisen die Organisatorinnen des Zürcher Frauenstadtrundgangs.

Der Verein, der im Jahre 1991 gegründet wurde, veranstaltet von April bis Oktober mehrmals im Monat Stadtrundgänge. An diesen Führungen wird an bekannten und doch alltäglichen Schauplätzen, wie beim Zürcher Grossmünster oder in den Gassen des Niederdorfs, die Geschichte der Geschlechterverhältnisse der Limmatstadt erzählt. Die Führerinnen, die ausgerüstet sind mit alten Stadtkarten und Bildern von bedeutenden Persönlichkeiten, ziehen mit der Gruppe von Halt zu Halt und erzählen die Geschichten von Familienunternehmen, Konkubinen und Kaplanen. Um die Teilnehmenden in die damalige Zeit zurückzusetzen, werden Passagen aus mittelhochdeutschen Werken rezitiert. Die Führungen haben verschiedene thematische Schwerpunkte und handeln dementsprechend von unterschiedlichen Vierteln Zürichs. Obwohl der Verein des Frauenstadtrundgangs nur aus weiblichen Mitgliedern besteht, sind die Rundgänge für alle gedacht. Trotzdem scheinen sich vor allem Frauen unter den Teilnehmenden zu befinden, was schade ist, denn so entgeht dem anderen Geschlecht so einiges.

Der Zürcher Frauenstadtrundgang ist für all diejenigen, die die Stadt abseits des typischen Tourismus kennenlernen möchten. Aber auch für alteingesessene Zürcher und Zürcherinnen bietet die Führung Überraschungen und lässt sie die Heimat mit neuem Blick betrachten. [aga]

**Alle Infos unter:
www.frauenstadtrundgangzuerich.ch**



Im Wohnzimmer der Langstrasse

In den Seitengassen der Langstrasse tummeln sich unzählige Lokale, die wohl jeden Geschmack abdecken. Nicht erstaunlich, dass hier immer wieder Neues und Kreatives entsteht. Das gilt auch für Kasheme, ein Wohnzimmer für Musikliebhaber und Freunde des Beisammenseins.

Ein unscheinbares Treppenhaus, in dem schon die ersten dumpfen Klänge des Kasheme zu vernehmen sind, führt zum Vorraum einer kleinen Bar. Der erste Blick fällt dabei auf die geöffneten, rot-goldenen Gardinen, die den Eingang in eben dieses Wohnzimmer markieren, aus dem mehrmals wöchentlich Livestreams auf Facebook ausgestrahlt werden. In den Livingroom-Sessions zeigen DJs aus aller Welt, die gerade in Zürich auftreten, was sie zuhause eigentlich so hören. Dazu gehören Grössen wie Miles Davis, Led Zeppelin, Depeche Mode, Prince oder Eric Clapton – eben das, was so ein Plattenleger in seinem Wohnzimmer hört.

Nick, dem Gründer von Kasheme, geht es nicht um ausschweifende Partys: «Ich will in diesem Kulturort Leute zusammenbringen, die am gemeinsamen Musikhören Freude haben.» Tatsächlich wird weder getanzt noch ist es laut, die meisten wippen lediglich die Füsse zu den Melodien vom rumänischen DJ mit. Die Gäste reden entspannt miteinander, trinken Bier oder farbige Cocktails und haben es sich auf den vielen Vintage-Sofas und rustikalen Hockern gemütlich gemacht, die überall im Wohnzimmer verteilt sind. Eingerahmte Portraits und ästhetische Plakate zieren die vier Wände. Der hohe Raum bietet Platz für Regale voller ausgewählter Vinyl-Platten und sogar für ein Klavier. Hängelampen und andere exotische Leuchten spenden genügend Licht, um die überall herumliegenden Bücher über Musikgeschichte und Plattensammeln zu lesen. In der angrenzenden kleineren Stube erzählt Nick: «Früher habe ich Techno-Partys organi-

siert, aber heutzutage ist elektronische Musik nur noch reiner Kommerz. Kasheme will anders sein und Musik einen Platz geben, die sonst nirgends gespielt wird.»

«Anfangs lud ich Freunde ein und wir hörten zusammen neue und alte Musik. Später wurden es immer mehr Leute. Irgendwann bekam die Stadt davon mit und wollte, dass ich mir eine Bewilligung einhole», erklärt Nick leicht genervt. Er wiederholt mehrmals, dass Kasheme nicht ein Ort sei, wo sich die Gäste an der Bar betrinken: «Die Getränke dienen nur zur Verpflegung – wie zuhause eben. Ich will hier gemütliche Unterhaltung offerieren und dabei kein Gastronomie-Betrieb, sondern ein Vereinslokal sein.» Dem Wohnzimmer wurde mittlerweile zwar das Vereinsrecht erteilt, doch der Eigentümerin der Räumlichkeiten gefällt das nicht und sie kündigt den Vertrag auf Ende Jahr. Nick ist schon auf der Suche nach einer neuen Räumlichkeit, in welcher er bald auch einen Vintage-Store und einen Plattenladen eröffnen will. Die Finanzierung wird über eine Mitgliedschaft erfolgen, die nicht zu teuer sein und eigentlich allen offenstehen soll, führt er weiter aus.

Das Konzept der Livingroom-Session im Wohnzimmer mit den orientalischen Teppichen und den weichen Kissen scheint jedenfalls zu funktionieren. Unter den Anwesenden sind junge Musikliebhaber und Plattensammlerinnen auszumachen, die gleichermassen dem DJ zuhören. Selbst die, die anscheinend alleine gekommen sind, fühlen sich ungezwungen und geniessen die familiäre, beinahe wohnliche Atmosphäre. Es klingt paradox, aber die Leute gehen gerne aus, um sich zuhause zu fühlen – und das Kasheme erfüllt dieses Bedürfnis. Nick fasst das anschaulich zusammen: «Musik ist das letzte Gut, was uns zusammenbringt.» [pro]

Das Kasheme ist von Mittwoch bis Samstag Abend geöffnet.



Kinder auf der Flucht

Wie Zugvögel über Krieg und Grenzen einfach hinwegzufliegen, das mag man der Familie in Francesca Sannas «Die Flucht» geradezu wünschen. In ihrem Kinderbuchdebüt erzählt Sie von der beschwerlichen Reise aus einer kriegserschütterten Heimat hin zu einem sicheren Ort. Dem Betrachter werden dabei Freiheiten zu Gedankenspielen gelassen: Wer die Familie ist, wo sie herkommt und wo sie hinget, bleibt offen – ganz gemäss Sannas Bestreben «eine Geschichte über viele Fluchten» zu erzählen.

Es beginnt in einer Stadt am Meer, in der Kinder spielen und Eltern ihre Familien in Sicherheit wähen. Doch das schwarz abgeblendete Gewässer, welches sich gefährlich ins Landesinnere züngelt, lässt eine Vorahnung auf die kommende Bedrohung zu. Der Krieg bricht aus, das Schwarz breitet sich aus, verwüstet die Stadt und nimmt der Familie den Vater. Nun ist es an der Mutter, die Kinder an einen sicheren Ort zu bringen. In einem vollgepackten Auto geht die Reise los, doch je weiter sie kommen, desto mehr müssen sie zurücklassen. Bald schon hat die Familie nur noch, was sie am Leibe trägt.

Bilder von riesenhaften Grenzsoldaten gegenüber der winzig dargestellten Familie illustrieren die Not und Hilflosigkeit der Fliehenden. Das grosse, gespenstische Monster, welches bedrohlich, aber auch helfend ist, verbildlicht die Ambivalenz des Schleppers. Gefahren und Rückschläge kommen auf die Familie zu, welche die Schwere der Thematik sehr einnehmend verdeutlichen, ohne dabei Angst einzuflössen. Nicht zuletzt auch wegen der Stärke der Mutter und ihrem langen, dunklen Haar, das wie ein Schutzmantel der Geborgenheit für die beiden Kinder wirkt. Die Stimmung drückt Sanna in Bildern aus. Gezeichnet und mit dem Computer bearbeitet, inszeniert die Illustratorin ein Spiel mit Perspektive, Farbe und der wiederkehrenden Symbolik der Zugvögel, welche den Reisenden stets einen Schritt voraus zu sein scheinen.

Eine Geschichte, erzählt aus der Sicht eines Kindes, über Verlust und Sehnsucht, über Enttäuschung und Hoffnung – in aller Einfachheit und Sensibilität, die bei einem Kinderbuch vonnöten sind, und trotzdem aller dem Thema angemessenen bedrückenden Deutlichkeit. [lif]

«Die Flucht» von Francesca Sanna ist im NordSüd Verlag erschienen.

Spanische Eröffnung

Eigentlich beschäftigt sich Romy Günthart mit mittelalterlicher Literatur. Doch jetzt hat sie ein Buch über das antifaschistische Zürich der 1930-er geschrieben.

Oliver Camenzind (Text und Bilder)

Mitte der Dreissigerjahre des letzten Jahrhunderts war in Zürich kaum etwas wie heute. Im Kreis 5, dem jetzigen Trendquartier, baute die Escher Wyss AG Schiffsmotoren, Oerlikon, Höngg und Wipkingen waren erst gerade eingemeindet worden und im Hirschengraben wehten beim deutschen Konsulat die Fahnen mit den Hakenkreuzen im Wind. Die grosse Wirtschaftskrise war noch längst nicht überwunden und die Arbeitslosigkeit blieb dementsprechend hoch. Und doch verdanken wir der unruhigen Zeit vieles: Sozialer Wohnungsbau und die Einrichtung des städtischen Sozialamtes etwa sind Errungenschaften des «Roten Zürich». Mit dieser engagierten Gesellschaftspolitik wurden wichtige Grundsteine gelegt, auf denen nach dem Krieg das moderne Zürich gebaut werden konnte.

Beim deutschen Konsulat im Hirschengraben hingen die Fahnen mit den Hakenkreuzen

Der Krieg hat schon begonnen
Das heisst, der Krieg war eigentlich schon im Begriff, loszugehen: Im Juli 1936 putschten Aufständische unter General Francisco Franco und mit Unterstützung aus dem faschistischen Italien, aus Nazideutschland und von der katholischen Kirche gegen die demokratisch gewählte Regierung der Zweiten Spanischen Republik. Auf der Gegenseite schaltete sich nebst den internationalen Brigaden auch die Sowjetunion ein. Damit handelte es sich faktisch um einen Stellvertreterkrieg zwischen den beiden Parteien, die sich auch im Zweiten Weltkrieg wieder gegenüberstehen würden. Die Kämpfe endeten nach drei Jahren Bürgerkrieg mit dem Sieg der Putschisten und mün-

deten in eine fast vierzig Jahre währende Diktatur.

Doch die Machtübernahme ging nicht ohne Widerstand vonstatten, auch nicht ohne Widerstand aus dem Ausland. Und in der Organisation des antifaschistischen Kampfes spielte auch Zürich eine Rolle und hier wiederum ein gewisser Walter Günthardt. Der gebürtige Zürcher hatte eine schwierige Zeit in einem Erziehungsheim Liestal hinter sich und konnte nur dank seinem umsichtigen Vormund eine Schreinerlehre absolvieren. Trotz der soliden Ausbildung machte die schlechte Wirtschaftslage aber auch ihm zu schaffen und er war immer wieder auf staatliche Unterstützung angewiesen. Diese Voraussetzungen, «Krise und Arbeitslosigkeit sowie das Aufkommen des Nationalsozialismus» brachten den jungen Mann zur Arbeiterbewegung.

Unscheinbares Leben

Günthardt wohnte mit Frau und Kind an der Eschwiesenstrasse 30 und hatte den Mechaniker Heinrich Bräm als Untermieter bei sich aufgenommen. Die beiden teilten aber nicht nur die Adresse, sondern auch die politische Einstellung: Sie hatten sich im linken Café Boy in Aussersihl beim Schach kennengelernt und gehörten 1936 zu den Ersten, die nach Spanien fahren wollten, um gegen die Franquisten zu kämpfen. Sie wurden allerdings noch an der Grenze zu Frankreich verhaftet. Bräm kam in einem zweiten Anlauf durch, Günthardt jedoch unterliess weitere Versuche, die Heimat zu verlassen.

Walter Günthardt war der Grossvater von Romy Günthart, die über seine Geschichte im Kontext der Zürcher Spanienfreiwilligen ein Buch geschrieben hat. Er führte nach seiner Verhaftung an der Grenze ein eher unscheinbares Leben.

ZUM GEDENKEN
DER GEFALLENEN SCHWEIZER
1936 - 1939
FÜR DAS REPUBLIKANISCHE
SPANIEN





Davon, dass er mit zentralen Figuren des Widerstands zu tun gehabt hatte und dass zum Beispiel der deutsche Schriftsteller und spätere Stabschef der XI. Internationalen Brigade Ludwig Renn in seiner Wohnung ein- und ausgegangen war, wusste später niemand. «In der Familie hatte es zwar immer das Gerücht gegeben, er habe etwas mit Spanien zu tun gehabt.» Näheres sei allerdings kaum bekannt gewesen. Bis auf eine Lithografie von Heinrich Zille, die der Grossvater «von einem besonderen Deutschen» (der sich als Ludwig Renn herausstellte) bekommen hatte, gab es wenige Hinweise auf die Verbindungen Walter Günthards.

Geschichte der kleinen Leute

Doch die Auseinandersetzungen der Autorin sind weit mehr als blosser Familiengeschichte. Das Buch sei kein Nebenprojekt gewesen, sagt die Privatdozentin für Ältere Deutsche Literaturwissenschaft: «Ich habe ein halbjähriges Sabbatical genommen, um das Buch zu Ende zu schreiben». Nur die Rechercharbeiten in den

verschiedenen Archiven hat sie nebenbei gemacht. Zur Historikerin will sie aber trotz ihrer Begeisterung nicht werden: «Die ästhetische Komponente an Texten ist mir sehr wichtig.» Diese sei aber bei den politischen Quellen nicht gleichermassen gegeben wie in der Literatur, von amtlichen Dokumenten ganz zu schweigen. Was sie dereinst dennoch genauer aufarbeiten will, ist die Geschichte des Grossvaters und dessen Vormund.

Auch hier sei nämlich sehr viel solidarische Arbeit geleistet worden und viele Kinder hätten von behördlichen Instanzen durchwegs profitiert. «Es ist wichtig, dass gezeigt wird, dass immer auch im Kleinen wichtige Beiträge zur gesamtgesellschaftlichen Situation geleistet wurden», meint Romy Günthart auch im Hinblick auf die engagierten Antifaschisten der Dreissigerjahre. ◊

Romy Günthart, Erich Günthart: «Spanische Eröffnung 1936. Rotes Zürich, deutsche Emigranten und der Kampf gegen Franco». Chronos Verlag 2017.

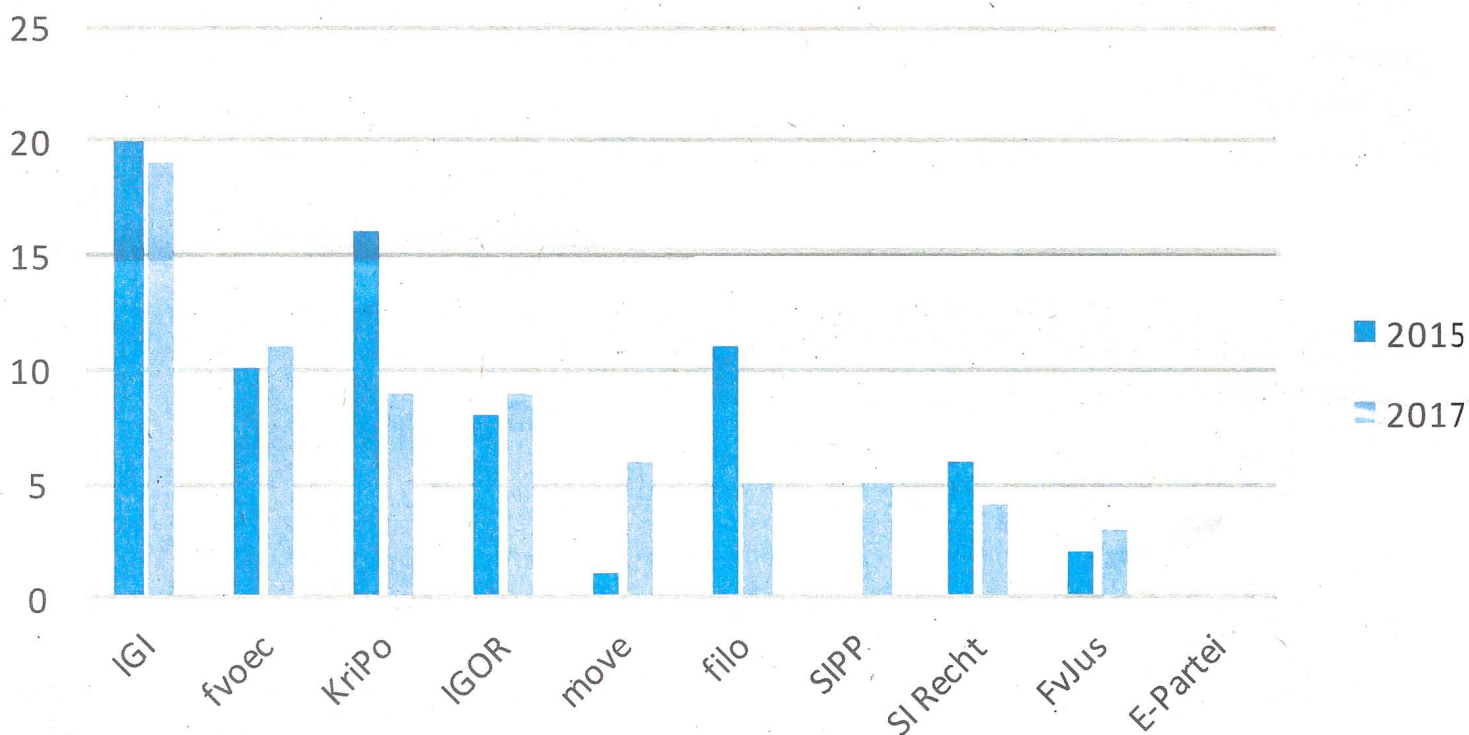
Ergebnisse Ratswahlen 2017

Die Wahlergebnisse sind da!

Mit einer Wahlbeteiligung von 15%, was einer Steigerung von 6.16% zum Jahr 2015 entspricht, gehen die Wahlen 2017 nun zu Ende.

Alle detaillierten Informationen zu den gewählten Kandidierenden und den Sitzverhältnissen findet ihr im Wahlprotokoll auf unserer Homepage.

Sitze pro Fraktion



VSUZH

